Nr. 50 · 48. Jahrgang · 10. Dezember 1960 · D 2969 C · 50 Pf

Frankfurter Jllustrierte



Ein neuer Konsalik:

Herbstmanöver

Roman eines guten Deutschen

Zieh mir nicht das Fell über die Ohren!

Unsere

Erkenntnisse ihres Lebens

Leserbriefe an unseren psychologischen Mitarbeiter Dr. Brand

In der Frankfurter Illustrierten Nr. 41 bat unser psychologischer Berater Dr. Brand die Leserinnen und Leser „in gereiften Jahren", die Erkenntnisse ihres Lebens zu Papier zu bringen und ihm zur eventuellen Veröffentlichung zuzuschicken. Das ist auch geschehen. Jede der hier veröffentlichten Meinungs- und Lebensäußerungen spricht für viele fast gleich oder ähnlich lautende. – Leserbriefe an Dr. Brand erscheinen wie immer ohne volle Namensnennung.

Ein Herz für alle und alles

Als einzige Tochter ewig überarbeiteter Geschäftsleute half ich von frühester Jugend an meinen Eltern. Ich half später auch meinen beiden Brüdern und war auch allen fremden Menschen gegenüber hilfsbereit. Ich bemühte mich, alle Kreatur zu lieben, denn auch im Tier sah ich Geschöpfe des Höchsten. Die Erkenntnis meines Lebens ist, daß man nie genug gut sein und lieben kann. Das macht einen auch noch im höchsten Alter froh.

Frieda F., A., Alter nicht genannt

Jeder nach seiner Fasson

Mein Mann war geizig sich selbst gegenüber und aß sich nicht einmal satt. Er wurde krank und starb im Alter von 51 Jahren. Ich ließ mir im Leben nichts abgehen, ich gönnte mir was, auch wenn sich mein Mann darüber entrüstete. Ich lebe heute noch, dabei werde ich bald achtzig. Ich habe nur eine kleine Rente, aber im Alter braucht man nicht viel. Ich habe aber auch schöne Erinnerungen an die Vergangenheit. Ich habe es richtig gemacht, mein Mann aber falsch. Das ist meine Erkenntnis, die Sie ruhig veröffentlichen können.

Oma Cz., Hamburg, 79 Jahre

Erfülltes Leben

Für mich galt immer nur dreierlei: Durch Naturverbundenheit lange gesund und vital zu bleiben, dem Leben Sinn und Wert durch Gründung und Pflege der Familie zu geben und im Dienste der Allgemeinheit seine Bürgerpflicht zu erfüllen.

X. X.. Bankdirektor i. R., F., 74 Jahre

Immer hilfsbereit

Mein Leben war viel Arbeit auf mehreren verantwortungsvollen Posten, mit reichen Erfahrungen über meine lieben Mitmenschen. Ich kann zurückblicken auf manche politischen Schereien und mehrere lebensgefährliche Erkrankungen. All das betrachtete ich als Schicksal, und so wurde es erträglicher. Meine Erkenntnisse: Wer das Schicksal als Schicksal hinnimmt und wer vor allem stets hilfsbereit ist, schafft sich einen tiefen Seelenfrieden.

W. D., Regierungsoberinspektor i. R., Bad S., 75 Jahre

Trautes Heim

Als Beamten mit bescheidenem Gehalt blieb mir gottlob die Gier nach jeder technischen Neuerscheinung versagt und Neid und Mißgunst gegenüber den schwelgenden Nebenmenschen fremd. War der Tag mit seinen Berufsmühen zu Ende, dann winkte

Leser schreiben...

im traulichen Heim die gemeinsame Abendstunde. So überstanden wir die schweren Zeiten zweier Kriege, manche schwere Krankheit, auch bei den Kindern, in fester Gemeinschaft. So haben wir richtig gelebt.

Dr. jur. A. W., Pf., 72 Jahre

Optimismus

Die Bilanz meines Lebens: Arbeiten und nicht verzweifeln, den Blick für das Schöne in der Welt gewinnen und nicht neidisch nach anderer Leute Besitz oder angeblichem Wohlergehen streben. Ich habe zweimal geheiratet. Meine zweite Frau ist nach 31jähriger glücklicher Ehe gestorben. Jetzt stehe ich vor der Frage einer dritten Verehelichung. *W. S., H., 73 Jahre*

„Lebt dem Heute!"

Ich bin Hausfrau und führe ein gesichertes Leben; wir haben zwei Kinder, wir haben ein sehr gutes Einkommen. Trotzdem bin ich sehr unzufrieden. Wir haben immer gespart für die Kinder und für das Alter. Nun gut, unsere Kinder bringen es vielleicht zu etwas. Ich bezweifle, daß „die Freude, die wir geben, ins eigene Herz zurückkehrt", selbst wenn das Goethe behauptet hat. Dazu müßte man sich auch selbst einmal etwas gönnen. Wir könnten es wohl, aber weil wir immer gespart haben, haben wir es verlernt. Ich bin jetzt 45 Jahre alt. In wenigen Jahren ist die schönste Zeit vorbei. Ich möchte den jungen Leuten zurufen: Lebt dem Heute! Nur in jungen Jahren ist man fähig, das Leben zu genießen!

I. L. in X., 45 Jahre

Der Hang zum Gruseln

Zu „Lieber Leser" in Nr. 47

Endlich haben Sie es den säuerlichen Moralaposteln mal richtig gesagt. Kein Roman, kein Film, kein Schauerdrama wird in einem jungen Menschen brutale Regungen wecken – wenn sie nicht in ihm stecken. Um Gangster zu werden, braucht man nicht ins Kino zu gehen. *Peter Schäffer, Frankfurt*

*

Ich bin der festen Überzeugung, daß schlechte Filme und Bücher auf labile Menschen großen Einfluß haben. Der Massenmörder Pommerenke beispielsweise hat während seines Prozesses ausgesagt, daß er sich von Filmen zu seinen Morden anregen ließ. Er zählte auch die Titel auf: es waren die billigsten Machwerke. *Kurt Uhl, Hannover*

Risse im Commonwealth

Zu unserem Bericht in Nr. 47

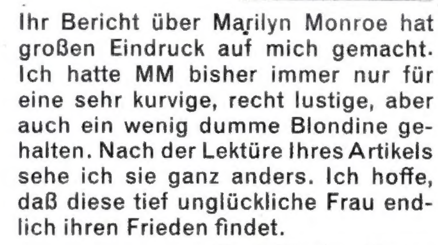
Es ist bereits jetzt abzusehen, daß die Commonwealth-Staaten auf die Dauer nicht so friedlich und freundlich miteinander arbeiten können, wenn die Zahl der farbigen Vertreter ständig steigt. Diese Staatsmänner werden es – mit Recht – ablehnen, sich mit Staaten an einen Tisch zu setzen, in denen Rassen- und Rassentrennungspolitik an erster Stelle steht. Für Großbritannien dürfte dies ein empfindlicher Schlag sein.

Norbert Dorn, Nürnberg



Wann werde ich verrückt?

Zu unserer Serie „Sie nennen es Liebe" in Nr. 47



Ihr Bericht über Marilyn Monroe hat großen Eindruck auf mich gemacht. Ich hatte MM bisher immer nur für eine sehr kurvige, recht lustige, aber auch ein wenig dumme Blondine gehalten. Nach der Lektüre Ihres Artikels sehe ich sie ganz anders. Ich hoffe, daß diese tief unglückliche Frau endlich ihren Frieden findet.

Renate Werschler, Hamburg

Dieses Gemetzel ...

Zu unserem Bericht in Nr. 47

Man kann den älteren Damen nur recht geben: Beten wäre besser für die glutäugige Torero-Braut aus An-



dalusien, als sich nach der Trauung dieses Gemetzel anzusehen, das man überall Stierkampf nennt. Abschlachterei ist es und nichts weiter ...

Lothar Leber, Bonn

Das ist Deutschland

Zu unserer farbigen Karte in Nr. 48

„Diese Karte", schrieben Sie, „enthält nur Angaben, die wir alle einmal gelernt haben." Wir alle? Die älteren unter uns, ja. Aber die junge Generation? Es ist erschreckend zu hören, welche Unwissenheit da herrscht. Aus Ihrer Veröffentlichung kann die Jugend eine Menge lernen. — Gibt es einen Sonderdruck von dieser Karte? *Paul Dreher, Dortmund*

Anmerkung der Redaktion: Die gibt es leider nicht, aber in der Art dieser Karte ist eine Serie von postkartenähnlichen Drehscheibenkarten im Format 12 x 18 cm erschienen. Die Kartenserie „Deutschland ist unteilbar" ist zum Preis von 2.— DM erhältlich. Anfragen und Bestellungen können Sie richten an: Arbeitskreis „Das ganze Deutschland e. V.", Frankfurt am Main, Ammelburgstraße 4.

Stierkampf-Plakate



Amerikaner, die ihren Freunden einreden möchten, daß sie mutig und gefährlich zu leben verstünden, können dies nunmehr schwarz auf weiß beweisen: Eine New Yorker Reklamefirma liefert echte Stierkampfplakate aus Barcelona, auf denen der Name des Käufers im Verzeichnis der zum Kampfe antretenden Matadore an erster Stelle prangt.

Partnerin fürs Leben gesucht!

Ein betriebsamer Taxichauffeur aus Paris hatte nie Gelegenheit, sich seine Partnerin fürs Leben zu suchen. Jetzt klebte er einen Zettel mit folgendem Hinweis an sein Wagenfenster: „Suche eine junge hübsche Frau, die für meinen Beruf Interesse hat und für ein Häuschen im Grünen schwärmt. Wenn Sie glauben, daß Sie die Richtige sind, dann klopfen Sie einfach ans Fenster."

Peinlich und erschreckend

Ein entrüsteter Herr beklagte sich bei der Redaktion einer Tageszeitung über die kurzen Röcke der Damen. Er zitierte: „Peinlich und erschreckend, wenn man im Autobus sitzt und eine kurzberockte Dame gegenüber ungeniert die Beine übereinanderschlägt. Was kann man dagegen tun?" Worauf ihm der Redakteur kurz und bündig antwortete: „Stehplatz nehmen, nicht hinsehen und an etwas anderes denken!"

Franz Liszt war schuld

In London bekannte sich der englische Lastwagenführer Robert Davies vor Gericht schuldig, zu schnell gefahren zu sein. Schuld daran sei seine ausgeprägte Musikalität. „An dem Tag, da ich zu schnell fuhr", erklärte er dem weiblichen Richter, „summte ich eine Melodie aus einer Rhapsodie von Franz Liszt. Bei einer raschen Passage muß ich wohl unwillkürlich stärker auf den Gashebel gedrückt haben, um das Tempo auszugleichen. Und so kam es dann." Die Richterin meinte lächelnd, das sei die beste Entschuldigung, die sie seit langem gehört habe, und entließ Davies mit der milden Buße von zwei Pfund.

Die Kunst der Sparsamkeit

In Aberdeen, dem Zentrum schottischer Sparsamkeit, hat die Stadtverwaltung beschlossen, den Fahrpreis für die Straßenbahn herabzusetzen. Ganz Aberdeen protestiert gegen die Maßnahme. Begründung: Die Schotten würden sich dann nicht so viel ersparen, wenn sie zu Fuß gehen . . .

Wenn das Wasserrohr platzt



Spengler: „Bin ich hier am rechten Ort? Bei Ihnen soll im Bad das Wasserrohr geplatzt sein." Die Hausfrau weiß von nichts: „Bei uns ist alles in bester Ordnung." Der Handwerker erwidert: „Das verstehe ich nicht mehr, wohnt denn hier nicht die Familie Schmidt?" Worauf die Frau sagt: „Schmidts? Die sind doch vor neun Monaten ausgezogen, und seither wohnen wir hier." Der Spengler stöhnt empört: „Allerhand finde ich das! Bestellen sich Handwerker und ziehen Hals über Kopf aus!"

Frankfurter Illustrierte

Lieber Leser!

Kaum lagen die hochinteressanten technischen Zeichnungen über den bevorstehenden Abschuß von bemannten Weltraumraketen, die Sie in diesem Heft finden, auf unserem Redaktionstisch, da erreichte uns auch schon die Hiobsbotschaft: Das Experiment zur Rettung der Pilotenkapsel bei einem möglichen Fehlstart ist auf dem Versuchsgelände von Cap Canaveral mißglückt.

Welche Gefühle mögen die sieben auserwählten amerikanischen Astronauten, sprich Sternfahrer, beschlichen haben, als sie auf dem Versuchsgelände von Cap Canaveral als Augenzeugen durch die Sehschlitze des Beobachtungsbunkers starrten?

Ob nun Amerikaner oder Russe – nach Maus und Affe wird es demnächst ein Mensch sein, der sich schwerelos auf die Satellitenbahn um unseren Globus begibt. Ein Mensch, also ein Wesen, das nicht nur gelehrig auf Kommando Hebel zu bedienen versteht, sondern sich Gedanken machen kann, d. h. Gefühlsregungen, die seinen wohltrainierten Organismus unter Umständen in entscheidenden Augenblicken seiner Raumfahrt gefährlich durcheinander bringen können.

Man spricht davon, daß die Russen bereits den mißlungenen Start einer bemannten Rakete verzeichnen. Lag es am Versagen der Technik oder des Insassen?

Der Mensch muß für seine Reise ins All zum großen Teil entmenschlicht werden, so lautet deshalb die Absicht amerikanischer Forscher. Sie streben eine Art Roboter aus Fleisch und Blut an, dessen Lebensfunktionen sich automatisch mit Hilfe künstlicher Organe und zusätzlicher Sinne der unirdischen Umgebung des Weltraumes anpassen. Dieses wissenschaftliche Programm läuft unter dem Decknamen „Cyborg", zusammengesetzt aus den Abkürzungen für Kybernetik und Organismus. Kybernetik ist die Lehre von elektronisch gesteuerten Maschinenwesen. Es geht also darum, jenen gespenstischen Zwitter aus blutvollem Leben und toter ferngelenkter Materie zu schaffen, der schon lange durch Schauerromane und Gruselfilme geistert.

So unglaubhaft das klingt, so nahe ist schon die Wirklichkeit, denn bereits kriechen Schildkröten in amerikanischen Geheim-Laboratorien umher, unter deren Panzern eingebaute Transistoren-Apparate auf Befehle von außen ansprechen und den Tieren ihren Willen aufzwingen. Nicht alle diese Geräte, so verlautet es tröstlich, müßten chirurgisch in den Körper eingepflanzt, sondern könnten auch von außen aufgeschaltet werden.

Man sieht, die utopische Phantasiegeburt eines Homunkulus, eines Menschen aus der Retorte, ist im Zeitalter der Raumfahrt aktueller denn je. Aber was wird dann im Kopf jenes ersten mit Apparaten bestückten Astronauten, jenes Wesens, halb Mensch und halb Maschine, noch vorgehen, wenn er sich auf die Reise ins Ungewisse macht?

Wahrscheinlich dasselbe, was er auf dem rasenden Flug, eingeschlossen in seiner Kapsel, antrifft oder erlebt: Nichts.

Ihre Redaktion

Nr. 50 vom 10. Dezember 1960 bringt:

... und außerdem in diesem Heft:



Im nächsten Heft erzählt eine Bildreportage von dem vorweihnachtlichen Einfall eines Journalisten und davon, was in zehn Jahren daraus wurde. Der Mensch von heute wird oft als kalt und unbarmherzig hingestellt. Daß er es gar nicht ist, wenn man ihn richtig anspricht, das wird mit diesen Bildern bewiesen. Glückliches Lachen armer, kranker Kinder ist der Lohn für das, was jener Journalist immer in der Weihnachtszeit unternahm: eine **Attacke auf die Herzen.**


Wohlstand für alle

Geht es uns zu gut?



Schlagen wir über die Stränge, daß uns der Bundeskanzler tadeln und sein Stellvertreter uns mit erhobenem Zeigefinger Maßlosigkeit vorwerfen muß? Gewiß, wir geben in diesem Jahr mehr Geld aus als je zuvor seit der Währungsreform. Fünfzehn bis zwanzig Prozent der Einkommen sind heute frei verfügbares Geld, das entweder für das „bessere Leben" verbraucht oder aber gespart werden kann. Wir leisten uns zuweilen Prestigekäufe und ziehen das Teure dem Billigen vor. Und dennoch: Geht es uns wirklich zu gut?

Eine verwirrende Fülle von Vorschlägen zur Dämpfung der Konjunktur und damit zur Erhaltung des Preisniveaus ist in den vergangenen Monaten beinahe Tag für Tag veröffentlicht worden. Geschehen ist bisher so gut wie nichts. Es wird auch so bald nichts geschehen, denn die Mühlen der Gesetzesmaschinerie mahlen langsam, und bis zum heutigen Tag ist sich weder das Kabinett noch die CDU/CSU-Fraktion, in deren Reihen sich die Interessen fast aller Wirtschaftszweige begegnen, darüber einig, was zu geschehen habe.

Erhard hat gefordert: Öffnung der Einfuhr-Schleusen und Beseitigung der Export-Hilfen, damit einerseits der überhöhten Nachfrage ein stärkeres, preisstabilisierendes Angebot gegenübertritt und andererseits unsere inflationär wirkenden Zahlungsbilanzüberschüsse abgebaut werden. Die interessierten Verbände kamen mit Gegenvorschlägen, denn jeder Lobbyist in Bonn reagierte auf Erhards Forderung nach dem Motto: „Natürlich müssen wir die Konjunktur dämpfen, aber bitte nicht durch Schritte, die auch mich betreffen. Mir geht es nämlich trotz der Konjunktur schlecht."

Die Nachfrage nach deutschen Industrie-Erzeugnissen aus dem Ausland und auf dem Inlandsmarkt übersteigt also weiter das Angebot so beträchtlich, daß die Produktions-Kapazität in einigen wichtigen Branchen nicht ausreicht. Und der Erweiterung dieser Industrie-Kapazität sind zum ersten Male in der Ge-



„Maßhalten!" sagt der Kanzler



Der Schein trügt oft

schichte der Bundesrepublik Grenzen gesetzt. Diese Grenzen diktiert der Arbeitsmarkt, der keine zusätzlichen Arbeitskräfte mehr mobilisieren kann.

Der Mangel an Arbeitskräften muß jetzt und voraussichtlich auf längere Sicht von der gesamten Wirtschaft einschließlich der Behörden als ein Umstand höherer Gewalt in Rechnung gestellt werden. Der Mensch, der seine Arbeitskraft „verkauft", der Arbeitnehmer, befand sich noch nie in einer so starken Position wie heute. Die Unternehmen haben sich noch nie so intensiv um Mitarbeiter bemühen müssen wie in unseren Tagen. Wie man früher nur um Kunden warb, wirbt man heute um Mitarbeiter.

Nach der Statistik der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung in Nürnberg herrscht seit September 1955 in der Bundesrepublik Vollbeschäftigung, die nach internationaler Auffassung dann erreicht

ist, wenn die Arbeitslosenquote (d. h. der Anteil der Arbeitslosen an der Gesamtzahl der Arbeitnehmer) unter drei Prozent liegt. Ende September 1960 betrug die Arbeitslosenquote nur noch 0,6 Prozent. Ungefähr 524000 unbesetzten Stellen standen nur 111600 Arbeitslose gegenüber. Gegenwärtig kommen auf einen Arbeitslosen je fünf unbesetzte Stellen.



Vor vollen Kassen
Bundesfinanzminister Etzel

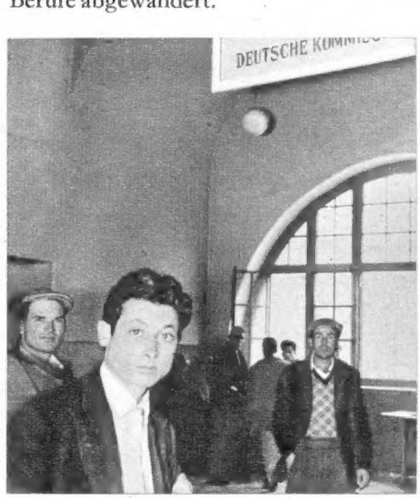
Nach den Worten des Präsidenten der Nürnberger Bundesanstalt, Anton Sabel, sind die Reserven auf dem Arbeitsmarkt weitgehend erschöpft. Die Frauen stellen bereits 37 Prozent aller Erwerbspersonen. Der Mangel an Nachwuchskräften hat sich nicht nur durch die Ausweitung der Wirtschaft verschärft, sondern auch infolge des Rückgangs der Zahl der Schulentlassenen. Annähernd 300000 Ausländer arbeiten gegenwärtig in der Bundesrepublik, davon rund 90000 Italiener, Spanier und Griechen auf Grund der Neuanwerbungen der Bundesanstalt in diesem Jahr. Sie haben sich in Betrieben und teilweise auch in öffentlichen Diensten (Bahn und Post) bewährt, wirken insgesamt aber nur wie der berühmte Tropfen auf dem heißen Stein. Rund 50000 Südländer werden im Winter wieder nach Hause fahren.



Arbeitslosen-Schlangen Anno 1932

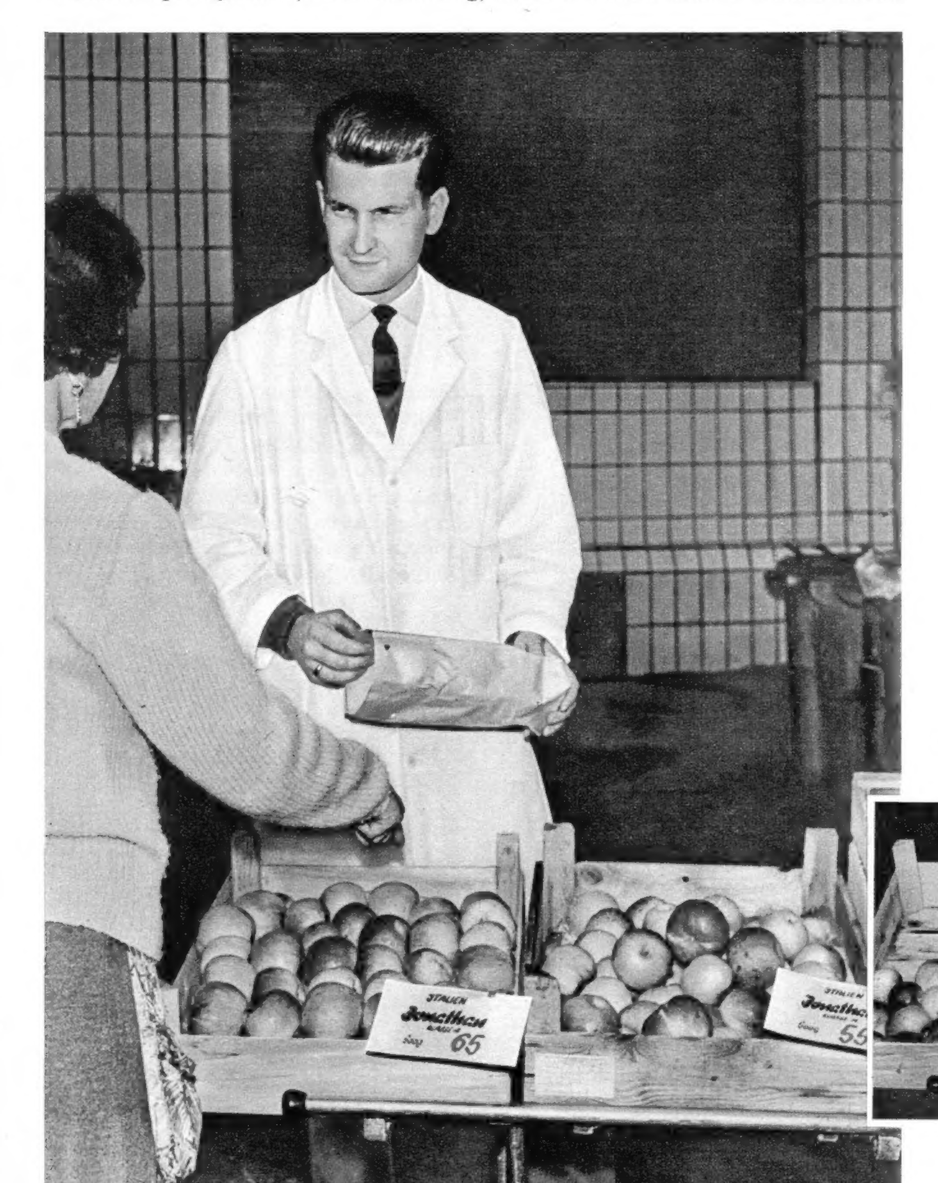
Obgleich die meisten arbeitsfähigen ledigen Frauen und viele Ehefrauen schon in den Arbeitsprozeß eingegliedert sind, bemühen sich viele Betriebe durch elastische Arbeitszeitregelung um weitere Mitarbeiterinnen.

Daß selbst Beamte ihre wohlerworbenen Rechte aufgeben, um in gutbezahlte Positionen der Wirtschaft überzuwechseln, dürfte ebenfalls ein Novum unserer Zeit sein. Finanzbeamte, die einst den Firmen bei Steuerprüfungen auf die Finger sahen, werden heute von Großfirmen abgeworben und zeigen ihren neuen Arbeitgebern, wie sie Steuern sparen können. Von der Bundespost sind in den letzten beiden Jahren 20000 Beamte, Angestellte und Arbeiter in andere Berufe abgewandert.



300 000 Ausländer
arbeiten in der Bundesrepublik

Und gib uns unser täglich Brot! Das ist die Kehrseite unseres Wohlstandes. Einstmals in den Jahren der Not, der Gefangenschaft haben wir jede Krume Brot mit Gold aufgewogen, Trauringe sind für einen Laib Brot hingegeben worden. Und heute? Wir sind wählerisch geworden, aber nicht so wählerisch, um noch zwischen Qualität unterscheiden zu können, wie dieses Experiment beweist. Es sind die gleichen Äpfel, der Unterschied: die Äpfel in der linken Obsthorde sind um zehn Pfennig teurer. Und — die Hausfrauen haben die teureren Äpfel gekauft, eine Erfahrung, die der Handel immer wieder macht.



Geht es uns zu gut?

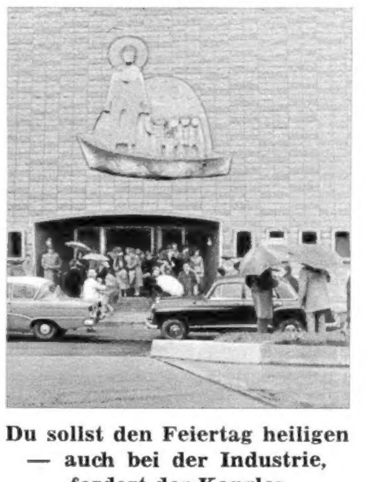
Im Baugewerbe wird auf die „gespaltene Konjunktur" hingewiesen, sobald jemand mit Dämpfungsvorschlägen kommt. Tatsächlich ist der Hochbau überbeschäftigt, während im Tiefbau noch Kapazität frei ist. Neben den Preiserhöhungen im Baugewerbe läßt sich jedoch auch nicht übersehen, daß der Wirtschaftsbau allmählich den Wohnungsbau zurückdrängt. Die Industrie muß den Arbeitskräftemangel durch Rationalisierungen ausgleichen und zur Erweiterung ihrer Produktionskapazität Zweigwerke errichten. Sie läßt sich nicht durch höhere Kosten abschrecken.



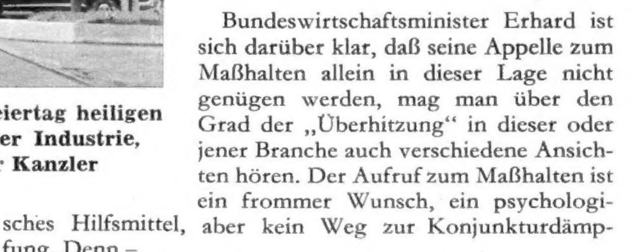
Hüter der Währung — Bundesbankpräsident Blessing

Daß Rationalisierung nicht in allen Branchen den Menschen ersetzen kann, müssen vor allem ältere Betriebe im Hotel- und Gaststättengewerbe erfahren. Alte Familienbetriebe schließen wegen Personalmangels, weil sie ihren Angestellten nie eine Fünf-Tage-Woche ermöglichen können. Kellner und Küchenmädchen gehen in Betriebskantinen oder Heime, in denen ihnen bessere Bedingungen geboten werden. Aufsehen erregte kürzlich der Verkauf des Kurhotels Glotterbad im Schwarzwald, das als renommiertes Haus von Industriellen und Politikern besucht wurde und jetzt der Landesversicherungsanstalt Württemberg gehört. Der Hotellerie insgesamt fehlen rund 35 000 Arbeitskräfte.

Der Arbeitskräftemangel ist diesmal keine Saisonerscheinung, sondern offensichtlich ein Dauerzustand, auf den sich alle Beteiligten einzustellen haben. Aus dieser Erkenntnis heraus sind „gesprächsweise" vereinzelt schon eigenartige Schlüsse gezogen worden: Dr. Hellwig, deutscher Vertreter bei der Montanunion, warf Ende September vor der Bauindustrie in Konstanz die Frage auf, ob „das freie Spiel von Angebot und Nachfrage noch maßgebend für die Bildung des Preises für Arbeitskraft" sein könne, da der permanente Arbeitskraftmangel das wirtschaftliche Wachstum noch auf lange Sicht hemmen werde. Hellwig glaubte, die Frage „nicht mehr bejahen zu können". In Bonn denkt man jedoch trotz aller Schwierigkeiten nicht an einen Lohnstop, der schließlich die These von der Marktwirtschaft ad absurdum führen müßte.



Du sollst den Feiertag heiligen — auch bei der Industrie, fordert der Kanzler



Bundeswirtschaftsminister Erhard ist sich darüber klar, daß seine Appelle zum Maßhalten allein in dieser Lage nicht genügen werden, mag man über den Grad der „Überhitzung" in dieser oder jener Branche auch verschiedene Ansichten hören. Der Aufruf zum Maßhalten ist ein frommer Wunsch, ein psychologisches Hilfsmittel, aber kein Weg zur Konjunkturdämpfung. Denn –

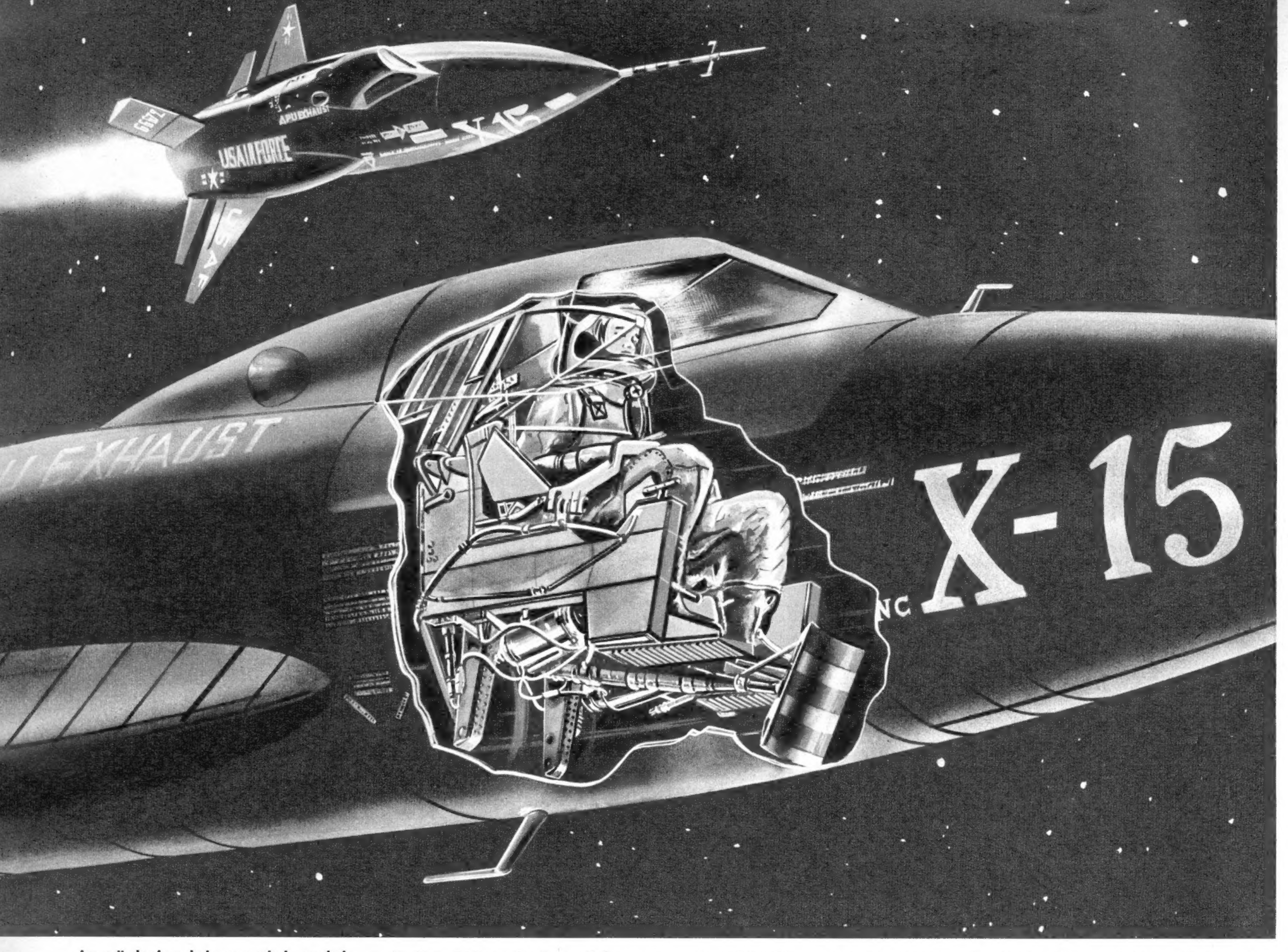
Die Industrie muß aus Konkurrenzgründen auch „Schritthalten", also investieren, höhere Löhne zahlen, zum Ausgleich von Arbeitskräftemangel und Arbeitszeitverkürzung auch automatisieren, wodurch die Nachfrage besonders für Maschinen und elektrotechnische Einrichtungen noch verstärkt wird. Im Maschinenbau gibt es jetzt Lieferfristen von 2 bis 3 Jahren.

Die Gewerkschaft beobachtet, wie die frei vereinbarten Löhne und Gehälter teilweise merklich über die Tarifgehälter steigen. Sie müssen also ebenfalls mit ihren Forderungen Anschluß suchen, wenn sie nicht für ihre Mitglieder uninteressant werden wollen.

Der Außenhandel, dessen Exportüberschüsse wesentlich zur Konjunkturerhitzung beitragen, soll nicht durch eine DMark-Aufwertung oder Wechselkurs-Freigabe „beeinträchtigt" werden.

„Haben sie keinen Arbeitsplatz im Grünen?"

Geht es uns also zu gut? Lassen wir einmal das Wörtchen „zu" weg. Es geht vielen von uns gut, gemessen an den Jahren der Vergangenheit. Auswüchse des Wohllebens hat es zu jeder Epoche gegeben, aber in unserem komplizierten Wirtschaftssystem, mit seinem weltweiten Adergeflecht muß es uns gut gehen, damit sich die Räder der Industrie auch drehen können, damit fünfzig Millionen Menschen auf dem engen Raum unserer Bundesrepublik leben und arbeiten können.



Im nächsten Jahr erweist es sich, ob die Entwicklung des Raumflugzeuges X—15 im Auftrag der amerikanischen Luftwaffe die schwindelnd hohen Kosten gelohnt hat. Mehrere Probeflüge in geringeren Höhen verliefen bereits erfolgreich. Ein Großbomber schleppt unter einer Tragfläche dieses erste Raumflugzeug so hoch als möglich. Nach dem Ausklinken wird es mit einer Geschwindigkeit von 5800 Stundenkilometern steil emporrasen bis zu einer Gipfelhöhe von 160 Kilometern. Die endgültige Bauart erhält einen Raketenantrieb von 25 Tonnen Schub! Das bedeutet die Antriebskraft der ehemaligen deutschen V2. Nach Brennschluß, d. h. Abschalten des Triebwerkes steigt diese Maschine, einem abgefeuerten Geschoß gleich, zunächst weiter in einer ballistischen Kurve bis zum Scheitelpunkt in 160 Kilometer Höhe. Dann stürzt sie schräg nach unten und geht schließlich beim Eintritt in tiefere Luftschichten in einen wellenförmigen Gleitflug über. Der Fachmann bezeichnet sie nach Bauart und Zweck als „Überschall-Ferngleiter" und reiht sie in die Gruppe der „ballistisch-aerodynamischen Flugkörper" ein, zu der auch die unbemannten Raketen Atlas, Thor, Jupiter und Saturn zählen. Unsere Abbildung zeigt oben eine Gesamtansicht der X-15 während des Fluges und darunter einen Schnitt durch den Rumpf mit Blick auf den Piloten im Schleudersitz.

1961: Menschen im

Sieben amerikanische Raumfahrer warten auf das Startzeichen
Das US-Raketenflugzeug Bell X-15 beendet seine Probeflüge

Raumfahrt ist reine Utopie! Niemals wird sich der Mensch von seiner Erde hinaus ins Weltall begeben können! So lautete noch vor einem Jahrzehnt die Überzeugung vieler Zeitgenossen. In den folgenden Jahren schwächte man dieses Urteil schon etwas ab und sprach von einer „zwar eines Tages vielleicht möglichen, aber nutzlosen Utopie". Noch vor zwei Jahren äußerte ein Nobelpreisträger, die Raumfahrt sei zwar ein Triumph des Verstandes, aber ein tragisches Versagen der Vernunft. Wir könnten diese Meinungsänderung über die Raumfahrt beliebig fortführen. Eines steht inzwischen fest: die ablehnenden Kritiker und Zweifler wurden von der Technik belehrt und beginnen wankelmütig zu werden, seitdem Sputniks und Explorer ihre Bahnen um die Erde zogen. Geblieben ist die große Skepsis über den schließlichen Verwendungszweck. Im deutschen Volk ist immer noch die Meinung verbreitet, daß schnelle Militärflugzeuge im Zweifelsfall immer mit Atombomben beladen und daß alle Raketen wiederum bessere Bombenflugzeuge sind. Daraus ergibt sich die Gleichung: Rakete = Atombombe = Massenvernichtung = Untergang unserer Welt. Daß eine solche Behauptung falsch ist, wurde inzwischen bewiesen. Raumraketen, selbst wenn sie im Auftrag militärischer Dienststellen gebaut werden, sind kein soldatisches Männerspielzeug, sondern dienen bis heute noch ausschließlich der Wissenschaft. Die Sehnsucht der Menschheit nach mehr Wissen läßt sich nicht durch Kritik aufhalten. Kritik kann für eine gesunde und friedfertige Weiterentwicklung zum Wohle der gesamten Menschheit sehr nützlich sein und regt zur Selbstkritik an. In jedem Falle muß sie aber sachlich bleiben



Start im Januar

So fliegt der Mensch ins Weltall. Neben dem X—15-Programm läuft die Entwicklung einer bemannten Atlas-Raumrakete. Unser oberes Bild zeigt den spannenden Ablauf der Stufentrennung. Der besseren Übersicht wegen zeigen wir auch schon die bemannte Mercury-Kapsel und davor die abgestoßene Gitternase mit den Rettungsraketen, die bei einem Fehlstart die Raumfahrer-Kabine in eine sichere Entfernung schleudern sollen. In Wirklichkeit erfolgen die einzelnen Trennungsstadien zu verschiedenen Zeitpunkten. Der erste Raumfahrer soll in der Kapsel (rechtes Bild) die Erde auf einer Satellitenbahn in 200 Kilometer Höhe umkreisen und nach 24 Stunden zur Erde zurückkehren.

Weltall

und nur von Kennern der Materie und der Situation geübt werden. Die Kritik an der Raumfahrt und ihrem Zweck läßt manchmal den Verdacht aufkommen, daß manche Kreise die Wissenschaft hier bewußt hemmen möchten, um nur nicht in ihrem hinterwäldlerischen Dornröschenschlaf gestört zu werden. Raketen lassen sich ebenso friedlich oder kriegerisch verwenden wie Flugzeuge. Sollte das Unheil über unseren Köpfen beschlossen werden, dann wird es auch nicht mehr von der raschen Entwicklung der Raumfahrt abhängen. Und der Tag ist nicht mehr fern, an dem der erste Mensch schwerelos seine Mutter Erde umkreist, ohne vor den Unkereien jener ewig Rückständigen zurückzuschrecken, die schon ehedem den ersten Eisenbahnpassagieren und Flugzeugpiloten den sicheren Tod prophezeiten. Vor einem Jahrzehnt begann unser verstorbener Mitarbeiter und Raumfahrt-Fachmann, Dipl.-Ing. Heinz Gartmann, mit seinen großen Reportagen über dieses zukunftsreiche Thema. Wir setzen die Tradition nun fort und lassen auch in Zukunft bekannte Raumfahrtforscher zu Wort kommen. Unser heutiger Bildbericht stammt von Th. Lässig, einem Vorstandsmitglied des deutschen Raketen- und Raumfahrt-Museums in Stuttgart.

Das Spukschloß im Spessart

Es geht die Sage, daß die berüchtigten Räuber vom Spessart im Jahre 1820 bei lebendigem Leibe im Keller des Wirtshauses im Spessart eingemauert wurden. Im Mai 1959 wird die alte Sauf- und Räuberstätte abgerissen. Das Wirtshaus muß dem Autobahnneubau Frankfurt-Nürnberg weichen. Die dort hausenden Geister der Spessarträuber werden so ihrer Bleibe beraubt und in unsere heutige Wirklichkeit hineingestoßen. In dem in der Nähe gelegenen Schloß derer von Sandau finden sie Unterschlupf. Dann begegnen wir ihnen nicht nur im Spessart, sondern auch in Bonn und schließlich sogar auf dem Mond. Also Anlaß zu Verwirrungen und Späßen, zu Erschrecken und Lachen und zu einer Menge (sechzehn!) zeitkritischer Songs.



Der Regisseur im Zugriff der Geister. Kurt Hoffmann, dem wir so köstliche Filme wie „Ich denke oft an Piroschka“, „Das Wirtshaus im Spessart“ und „Wir Wunderkinder“ verdanken, inszenierte als Weihnachtsspaß für das deutsche Publikum „Das Spukschloß im Spessart“, seinen 30. Film, den er ein „Grusical“ (von Grusel-Musical) nennt. Diese Spukgeschichte hat tausend geheimnisvolle Tricks, die 150 000 Mark gekostet haben. Der ganze Film verschlang 2,3 Millionen.



Die spukenden Geister sind: Hanne Wieder, Curt Bois, Paul Esser, Georg Thomalla und Hans Richter.

Liselotte Pulver feiert ein Jubiläum. „Das Spukschloß im Spessart“ ist ihr dreißigster Film. Neunundzwanzig hat sie in zehn Jahren gedreht. (Dreiundzwanzig deutsche, drei schweizer, zwei französische und einen amerikanischen.) Ihre erfolgreichsten Filme entstanden unter Kurt Hoffmanns Regie. 1952 fing die Zusammenarbeit mit „Klettermaxe“ an. In dem Grusical spielt sie jetzt das verarmte Schloßfräulein Charlotte, das von den Gespenstern heimgesucht wird. Bald erkennt sie, daß es gute Geister sind und ihr zum Happy-End verhelfen.

Um uns das Gruseln zu lehren, braucht man die Technik von heute. Für jede Geisterszene werden Wände und Gegenstände schwarz verhangen, die Darsteller sind dunkel geschminkt und tragen höllisch schwarze Kostüme. Das Ganze wird schwarzweiß gefilmt. So entstehen auf dem Bild gestaltlose Schemen, die gleichsam durch die Luft sausen, denn einen Hintergrund sieht man nicht. Dann legt der Kameramann einen Farbfilm ein und kurbelt farbig — aber ohne Geister — noch einmal. Beide Streifen werden im Labor übereinanderkopiert. Dann schweben durch den Raum die durchsichtigen Geister der Spessart-Räuber.



Wolkenkratzer-Ballett

Unser Reporter R. Mottar entdeckte in New York ein Team von Stahlarbeitern, das in der Bewegung wie eine Tanzgruppe wirkt.

Ohne Sicherung gehen die Stahlarbeiter beim Bau der New Yorker Wolkenkratzer auf schmalen Trägern, Hunderte von Metern über dem Abgrund. Ihre Bewegungen lassen nichts von der Schwere des Stahls ahnen, den ihre Fäuste packen. Im Gegenteil: diese Bewegung ist von fast tänzerischer Anmut. Nur dieser leichte Schritt, das rhythmische Mitgehen des ganzen Körpers gibt ihnen das Gleichgewicht.



Ganz locker bewegen sich die Arbeiter in schwindelnder Höhe. Mit rhythmischen Schritten setzen sie über den unsicheren Grund, und ihre weit ausschwingenden Arme sind immer bereit, einen Fehltritt mit weichem Schwung abzufangen. Wenn man die Männer auf dem Bild rechts längere Zeit betrachtet, gewinnt man den Eindruck einer Tanzgruppe. Daher auch der Name: Wolkenkratzer - Ballett.



Ballettmeister ist der Stahl. Die tonnenschweren, schwebenden Träger schreiben den Männern jede Bewegung, jeden Schritt vor. Sie müssen sich dieser „Choreographie" geschmeidig unterordnen, und ihre Bewegungen müssen mit denen der Last im Gleichklang sein. Die genau aufeinander eingespielten Arbeitsgruppen gehorchen „willy-nilly", wie sie sagen (wohl oder übel), physikalischen Gesetzen.





Die Tänze primitiver Völker sind, kultisch verbrämt oder auch nicht, oft nichts anderes als symbolische Darstellungen ihrer Arbeit. Welch eine frappierende Ähnlichkeit zwischen solchen Tänzen und dem „Ausdruckstanz" dieser Arbeiter! Bei ihnen erfordern bestimmte Arbeitsvorgänge mit den schweren, schwingenden Lasten eine geradezu tänzerische Rhythmisierung. Sie haben einen eigenen Arbeitsrhythmus entwickelt, der tatsächlich, wie vor allem das mittlere Bild mit den genau aufeinander abgestimmten Bewegungen zeigt, den Schwung und die Präzision eines Balletts hat. Die „Männer vom Ballett" wollen noch hoch hinaus: In New York, wo Bauland bis zu 25 000 Dollar je qm kostet, ist ein Wolkenkratzer mit 150 Stockwerken, 600 Meter hoch, geplant.



Ein neuer Roman von Heinz Günther Konsalik

Herbstmanöver

Heinrich

„Die Infanterie trägt die Hauptlast des Kampfes. Sie bringt die größten Opfer. Dafür winkt ihr auch der höchste Ruhm!" Diese flammenden Worte im Ohr, zieht die Kompanie ins Manöver. Ein Jahr später wird aus dem lautstarken Probe-Hurra blutiger Ernst. Ein Volk marschiert in den Abgrund — mit ihm Heinrich Emanuel Schütze, die Hauptfigur unseres neuen großen Romans. Fünfzig Jahre lang geht Schütze den Weg seines Volkes, teils in zackigem Gleichschritt, teils in schlichtem Zivil. Er ist das personifizierte deutsche Schicksal. Ist er auch der personifizierte deutsche Charakter? Unsere Leser mögen selbst urteilen.

Emanuel Schütze

Roman eines guten Deutschen



Auf dem Marktplatz von Trottowitz standen ein Trommler und ein Bläser. Sie standen in strammer Haltung, Kreuz hohl, Brust heraus, Gesäß nach außen gedrückt. Dann krähte das Horn über die schlafenden Bauernhäuser, begleitet vom dumpfen Schnarren der Trommel.

Um das Dorf herum lagen die Felder, Wiesen und Wälder der niederschlesischen Landschaft. Frühnebel stieg auf, wallend wie im Zugwind wehende Tüllgardinen. Irgendwo schwamm fahlgelb die Sonne. Die Erde dampfte.

Heinrich Emanuel Schütze stand bereits fix und fertig, im vollen Dienstanzug, am Fenster seines Quartiers. Er zog seine silberne Uhr aus der Tasche und verglich die Zeit mit dem ersten Ton des Wecksignals. Die Uhr war ein Geschenk seines Vaters zum Einjährigen.

Zwei Minuten zu spät, stellte er stirnrunzelnd fest. Zwar würde es niemand merken: Der Hauptmann kam erst nach der Kaffeeausgabe, der Leutnant des ersten Zuges hatte ein Liebchen und würde zehn Minuten vor dem Hauptmann erscheinen, und der Kompaniespieß schlief wie ein Bär, weil er jeden Abend besoffen war. Nur er, der Fähnrich Heinrich Emanuel Schütze, hatte es gemerkt. Er war nicht gewillt, diese zwei Minuten zu dulden. Er setzte seinen Helm auf, auf dessen feldgrauem Überzug die rote Zahl 10 stand, straffte seinen Uniformrock, schnallte seinen Schleppsäbel um und verließ mit langen, kräftigen Schritten das Haus. Vor der Tür grüßte er knapp, aber freundlich seinen Zimmerwirt, den Bauern Glauker, der gerade seinen Hund hinausließ. Der Hund wollte ihn anspringen; aber Schütze verjagte ihn mit einem militärisch knappen „Tschtsch" und wandte sich dem Dorfplatz zu.

Uns widersteht keiner! Die Kaisermanöver sollten es der Welt beweisen. In jenen Tagen meinte ein Franzose: „Ihre Armeen sind zum Fürchten, aber ihre Diplomatie ist zum Lachen."



Kolossal beeindruckt von der Stärke seiner Truppen, griff Seine Majestät der Kaiser als militärischer Gastregisseur höchstselbst ins Manövergeschehen ein.

Heinrich Emanuel Schütze

Die hohen Damen flanierten im vollen Modeschmuck am Rande des Manövers, während man in den Offizierskasinos schon flüsterte: „Scheint so, als ob es stinkt, meine Herren!"

Der Bläser und der Trommler wollten gerade nebeneinander abmarschieren, als ihnen Fähnrich Schütze mit der Uhr in der Hand in den Weg trat. Die beiden blieben stehen. Sie starrten zuerst auf die Uhr und dann auf Schützes glattes, jugendliches, irgendwie ausdrucksloses Gesicht. Ohne Kommando fielen sie in steifes Strammstehen, als Schütze sie ansprach.

„Zwei Minuten drüber!" sagte er laut. Es war nicht seine Art, zu schnauzen. Er war gut zu seinen Leuten – streng, aber gerecht.

Der Bläser blinzelte. „Herr Fähnrich..." sagte er stockend.

„Zwei Minuten!" Heinrich Emanuel schüttelte den Kopf. „Wer auf dem Schlachtfeld zwei Minuten zu spät kommt, kann einen Sieg verpassen. Ist das klar?"

„Jawohl, Herr Fähnrich. Aber..."

„Und was ist ein Manöver?"

„Eine Probe für den Ernstfall, Herr Fähnrich. Aber..."

„An zwei Minuten kann das Schicksal einer Armee hängen."

„Ich habe mit Herrn Leutnant die Uhr verglichen!"

Schütze horchte auf. Der Leutnant war sein Vorgesetzter. Noch. Nach dem Manöver würde auch er Leutnant sein. Hauptmann Stroy hatte es durchblicken lassen. Dieses Manöver sollte seine militärische Reifeprüfung werden.

„Wann?" fragte Schüzte.

„Gestern abend, Herr Fähnrich."

„Dann geht sie nachts über zwei Minuten vor." Heinrich Emmanuel sah auf seine große, silberne Einjährigen-Uhr. Sie war bisher immer haargenau gelaufen. Aber wenn die Uhr des Leutnants zwei Minuten vorging, so war das maßgebend. Nach dem Manöver, wenn man selbst Leutnant war,

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 48)

Adenauer: Er ist ein anderer Mann als Stalin

DER KREML

Freundliche Gäste, hartnäckige Verhandlungspartner. September 1955. Bundeskanzler Dr. Adenauer in der ehemaligen Zarenloge des Bolschoi-Theaters in Moskau. In der Mitte: Ministerpräsident Bulganin.



Diese Ansicht über Chruschtschow und Stalin hat der Bundeskanzler dieser Tage geäußert. Er hat damit eine Erfahrung der Staatsmänner bestätigt, die während des Zweiten Weltkrieges mit dem Diktator im Kreml Verhandlungen zu führen hatten. Stalin ist immer wieder als der grausame Despot, als der krankhaft mißtrauische Diktator geschildert worden, aber nur wenige Männer haben ein Geheimnis aus Stalins Vergangenheit gekannt, das einige seiner Handlungsweisen erklärt . . .

War Stalin ein zaristischer Agent? · Die sensationelle Entdeckung eines NKWD-Beamten · Die Hintergründe der Säuberungswelle · „Das kann heiter werden", sagt Anastasij Mikojan · Der Canossagang nach Belgrad

Ich wünsche, in den nächsten zwei Stunden nicht gestört zu werden", ruft Marschall Schukow in das Wohnzimmer. Eine Frauenstimme antwortet unwirsch: „Keine Sorge, wir stören dich schon nicht!"

Schukow steckt sich eine Zigarette an. Das flackernde Licht des Streichholzes schneidet tiefe Schatten in das große, fleischige Gesicht, das sekundenlang einem mittelalterlichen Inquisitor gleicht. Dann greift der Marschall zur Lupe und schlägt den Aktendeckel auf. Die Schatten der Vergangenheit steigen aus den vergilbten Blättern...

„Das wäre ja ungeheuerlich"

Herbst 1936. In Stalins gewaltigem Reich zittern die Menschen vor jedem neuen Morgen. Wahllos, wie es scheint, holt die Geheimpolizei Männer und Frauen aus den Häusern, hohe kommunistische Funktionäre und harmlose Arbeiter. Niemand ist seines Lebens mehr sicher.

In den NKWD-Büros werden für die großen Schauprozesse die Anklagen „konstruiert", und diese Anklagen beruhen nicht allein auf falschen Dokumen-

ten und angeblichen Spitzelberichten, nein, man sucht nach Möglichkeit aus verstaubten Archiven echtes Material zu finden, das als Grundlage zu einer Anklage dienen kann. Eine abfällige Äußerung aus früherer Zeit, das Gespräch mit einem inzwischen zum Volksfeind erklärten Mann, eine Reise ins Ausland, das alles genügt schon, die Anklageschrift zu würzen, genügt für ein Todesurteil.

Diese Angeklagten der Schauprozesse sind zudem hohe Funktionäre und Offiziere, aus deren Vergangenheit sich vielleicht auch noch manches interessante Detail zutage fördern läßt.

Eine sensationelle Entdeckung

Der NKWD-Chef Jagoda hat da eine Idee. Er läßt sich den Genossen Stein kommen, einen zuverlässigen NKWD-Beamten, der für seinen Spürsinn bekannt ist.

„Hören Sie, Genosse Stein!" Jagoda wendet sein schmales Pferdegesicht dem Beamten zu. „Im Büro meines Vorgängers Menschinsky befindet sich eine Sammlung alter Ochrana-Akten. Stellen Sie doch mal fest, ob dort nicht irgendwelche Hinweise zu finden sind, die für die kommenden Prozesse von Wert sind."

Stein ist der stellvertretende Leiter der Abteilung, die das „Beweismaterial" für die Moskauer Schauprozesse aufbereitet, und sofort schaltet er:

„Vielleicht entdeckt man auf diese Weise einen ehemaligen Beamten der zaristischen Geheimpolizei."

„... einen Beamten der zaristischen Geheimpolizei", ergänzt Jagoda mit verschlagenem Lachen, „der beweisen kann, daß diese Angeklagten ebenfalls Spitzel der Ochrana gewesen sind."

„Das wäre ja ... ungeheuerlich", sagt Stein erschrocken.

„... aber eine großartige Idee!" Jagoda lacht erneut auf und reibt sich die Hände.

Der NKWD-Beamte Stein macht sich an die Arbeit. Sein zerknittertes Gesicht beugt sich über verstaubte Akten. Tage- und nächtelang. Er kann seinem Chef nicht eher unter die Augen treten, bis er irgend etwas gefunden hat. Und er findet etwas!

„Nanu! Ein Bild des Genossen Stalin?"

Stein hat gerade die persönlichen Papiere des stellvertretenden Direktors der zaristischen Geheimpolizei, Wissarionow, vor sich liegen. Vergilbte, alte Dokumente, angefressen vom Zahn der Zeit. Der NKWD-Beamte betrachtet sich das Bild genauer. Ein Foto aus den jungen Jahren Stalins. Es ist an ein paar Schriftstücke und Briefe geheftet...

Stein schiebt seine schmalrandige Brille auf die Stirn. Seine kurzsichtigen Augen blinzeln.

„Das ist doch", murmelt er, „das ist doch..., nein, das kann nicht wahr sein!"

Der Beamte hält die Papiere näher an das Licht der Schreibtischlampe. Dann schüttelt er den Kopf, denn was er entdeckt hat, muß jeden überzeugten Kommunisten entsetzen.

„Mein Gott", flüstert er vor sich hin, obwohl er nicht an diesen Gott glaubt, „es ist wirklich Stalins Handschrift."

Oft genug hat Stein diese charakteristische Handschrift des Genossen Josef Stalin gesehen. Es gibt keinen Zweifel, diese Agentenberichte des Spitzels der zaristischen Geheimpolizei sind von Josef Stalin geschrieben worden. Der NKWD-Beamte blättert in den Papieren:

- Bericht Stalins über eine Sitzung bolschewistischer Führer in Lenins Wohnung in Krakau im Januar 1913.
- Berichte Stalins über Fraktionssitzungen der bolschewistischen Partei.
- Briefe Stalins, in denen er den gleichfalls für die Ochrana arbeitenden Stellvertreter Lenins, Malinowsky, als unzuverlässig denunziert.
- Brief an den stellvertretenden zaristischen Innenminister Solotarew, in dem Stalin seine wertvolle Tätigkeit die für Ochrana mit der Bitte verbindet, statt Malinowsky Hauptagent der zaristischen Geheimpolizei werden zu können.

Auch die zaristische Geheimpolizei scheint soviel Verrat und Treulosigkeit nicht geschätzt zu haben, denn der stellvertretende Innenminister schrieb an den Rand des Briefes:

„Nach Sibirien zu deportieren."

Und diesmal – im Jahre 1913 – wurde Stalin an einen Ort verbannt, von dem er nicht so leicht entkommen konnte wie früher, wo man es ihm offensichtlich leicht gemacht hatte und diese Verbannung mehr zum Schein ausgesprochen worden war, um nicht den Verdacht der anderen Genossen zu erwecken.

Tödliche Kettenreaktion

Der NKWD-Beamte Stein stützt den Kopf in seine Hände. Dieses ungeheuerliche Geheimnis vermag er nicht allein mit sich herumzutragen. Was soll er tun?

Er weiß: der Besitz dieser Dokumente kann seinen Tod zur Folge haben. Jagoda, seinem Vorgesetzten, kann er sich nicht anvertrauen. Er würde ihn sofort im Keller der Lubjanka erschießen lassen.

Verzweifelt blickt er sich im Büroraum um. Die Akte brennt ihm wie Feuer in den Händen. Er muß sie verstecken. Aber wo? Schließlich legt er sie an den Platz zurück, wo er sie gefunden hat. Aber



„Nanu! Ein Bild des Genossen Stalin?"



Jagoda würde ihn erschießen lassen

jeden Tag starrt er wieder zum Regal hinüber. Jeden Tag! Schließlich hält er es nicht mehr aus.

„Ich muß mit Balitzky darüber reden", murmelt er, „vielleicht kann er mir einen Rat geben."

Sein Freund Balitzky ist Leiter des ukrainischen NKWD in Kiew, Mitglied des Politbüros der Kommunistischen Partei der Ukraine und Mitglied des Zentral-Komitees der KP der Sowjetunion. Zu ihm reist Stein. Gedankenvoll blickt er aus dem D-Zug-Fenster, an dem die weite russische Landschaft vorüberzieht. Riesige gelbe Sonnenblumenfelder, vergilbte Stoppeln, umgepflügte schwarze Ackerfurchen, irgendwo am Horizont die Konturen eines russischen Dorfes. Die Enge der Moskauer Büroatmosphäre ist vergessen. Für wenige Augenblicke vergißt Stein auch die Angst und den Zwang seines Daseins. Er, ein subalterner Bürokrat des stalinistischen Terrors, träumt in dem Sonderabteil des D-Zuges Moskau–Kiew davon, wie schön das Leben sein könnte, wenn...

Später wird er Balitzky sein Herz ausschütten.

Der Leiter der ukrainischen NKWD, unterrichtet über den Besuch des Genossen aus Moskau, vermag seine Überraschung nicht zu verbergen. Als sich die gepolsterten Doppeltüren hinter den Männern geschlossen haben, blickt sich Stein ängstlich im Arbeitszimmer seines Freundes um.

„Sind wir hier wirklich ungestört? Du weißt, was ich meine!"

Balitzky beruhigt. „Du kannst unbesorgt sein. Hier gibt es keinen Abhörapparat."

Stein öffnet eine altmodische Reisehandtasche und kramt zwischen Pyjama und Waschzeug ein großes Kuvert hervor.



Marschall Tuchatschewsky. Kritik an Stalin endet im Keller der Lubjanka.

„Bitte, setz dich", fordert er seinen Freund auf, „denn was ich dir jetzt zeige, wird dich sehr erschüttern."

Er reicht Balitzky die Ochrana-Akte. Ahnungslos blättert der Leiter des ukrainischen NKWD zunächst darin herum, stutzt, beginnt zu lesen, schüttelt den Kopf und ruft schließlich entsetzt:

„Das ist ja furchtbar!"

Dann aber besinnt er sich und meint, es müsse sich um eine raffinierte Fälschung handeln. Balitzky bittet, einen vertrauenswürdigen Freund, seinen Stellvertreter, hinzuziehen zu dürfen, gemeinsam wolle man dann alle chemischen und graphologischen Untersuchungen vornehmen.

Sinowy Borisowitsch Katsnelson, der Stellvertreter des NKWD-Chefs in Kiew,



Hat Tito den Westen getäuscht, als er die Sowjet-Delegation im Mai 1955 so brüsk auf dem Flugplatz empfing? Die Versöhnung mit dem jugoslawischen Ketzer, den Stalin mit dem Bannfluch belegt hatte, erfolgte hinter den Kulissen überraschend schnell. Ein Jahr später wurde Tito in Moskau, Bild oben, stürmisch empfangen. Bild links: Chruschtschow, Tito und Bulganin in Belgrad.

Nix Stalin. Seit dem Tod des Diktators wird sein Bild nicht mehr in den großen Aufmärschen mitgeführt. Nikita Chruschtschow aber versucht, in Stalins Fußstapfen zu treten. Wie er gezwungen wird, den toten Stalin zu verdammen, darüber berichten wir in einer unserer nächsten Fortsetzungen.

wird seinem Vetter Alexander Orlow von dieser ungeheuerlichen Entdeckung berichten. Orlow, ehemaliger Sowjetdiplomat und Leiter der Gegenspionage, flüchtet im Jahre 1938 nach Kanada und enthüllt nach dem Krieg Einzelheiten über die Arbeit der sowjetischen Geheimpolizei. So ist auch das Doppelspiel des jungen Revolutionärs Stalin bekannt geworden.

„Er hat den Tod verdient"

Als überzeugte Kommunisten sind die ukrainischen NKWD-Beamten empört über dieses fluchwürdigste aller Verbrechen, das ein Kommunist begehen kann und um dessentwillen Stalin Hunderttausende von Menschen in den Tod geschickt hat. Sie scheuen sich deshalb nicht, ihrerseits weitere Freunde ins Vertrauen zu ziehen, wobei sie sich der Gefahr einer Denunziation durchaus bewußt sind. So erfährt auch Stanislaw Kossior, Erster Sekretär der KP der Ukraine und Mitglied des Politbüros, von der Existenz dieser Dokumente. Kossior, der später nach Moskau zu einer „Besprechung eingeladen" wird, beendet seine Reise im Keller der Lubjanka. Chruschtschow, dessen Vorgesetzter er gewesen ist, wird ihn in seiner Anti-Stalin-Rede später rehabilitieren.

„Wir haben die Fälle untersucht und Kossior, Rudsutak, Postyschew, Kosarjew und andere rehabilitiert. Auf Grund welcher Verfehlungen wurden sie verhaftet und verurteilt? Eine Prüfung des Beweismaterials zeigt, daß es keine Gründe dafür gab."

Nun, es hat schon Gründe für den Genossen Stalin gegeben, sich der Mitwisser eines so gefährlichen Geheimnisses zu entledigen. Und das erklärt auch zu einem Teil seine so wütende und weitreichende Säuberungsaktion.

Noch ein einflußreicher Mann erhält Kenntnis über Stalins zwiespältiges politisches Vorleben: der General I. E. Jakir, Befehlshaber der Roten Armee in der Ukraine. Sein Freund ist Marschall Tuchatschewsky, Oberbefehlshaber der Roten Armee, einer der fähigsten Offiziere der Sowjets.

Tuchatschewsky hat Stalins Fehler während des Krieges gegen Polen im Jahre 1920 in Kreisen des Offizierskorps sehr freimütig angeprangert, eine Kritik, die ihm der Diktator nie verziehen hat. Stalin hat damals als führender politischer Kommissar weitgehenden Einfluß auf die militärischen Operationen der Roten Armee gegen die polnischen Truppen unter Marschall Pilsudski gehabt.

Als Tuchatschewsky von seinem Freund Jakir in das Geheimnis eingeweiht wird, ist sein Entschluß gefaßt.

„Stalin muß beseitigt werden", entscheidet Tuchatschewsky und seine breiten Backenknochen schieben sich energisch hervor.

„Aber wie?" fragt General Jakir.

„Man könnte über den Verteidigungskommissar Woroschilow Stalin zu einer Militär-Konferenz im Kreml bitten lassen", überlegt Tuchatschewsky.

„Man könnte doch auch auf Gamarniks Hilfe zählen!" meint General Jakir. Gamarnik ist stellvertretender Verteidigungskommissar, er gehört zu den hochgeachteten Offizieren der Roten Armee.

„Sicher", erwidert Tuchatschewsky, „Gamarnik ist absolut vertrauenswürdig. Er würde bestimmt mitmachen. Wir brauchen also nur noch zwei Regimenter, die die Zufahrtsstraßen zum Kreml blockieren..."

„Und was soll mit Stalin dann geschehen?"

„Er hat den Tod verdient!"

Stalin schlägt zu

So hat eine Verschwörung begonnen, die der Nachwelt viele Rätsel aufgeben sollte. Stalin wird die Generale der Spionage zugunsten Hitler-Deutschlands bezichtigen, und ein SS-Führer namens Heydrich, der zu den engsten Mitarbeitern des Reichsführers SS, Heinrich Himmler, gehört, hat angeblich sogar den tückischen Plan ausgearbeitet, der dem sowjetischen Geheimdienst die falschen Unterlagen über die Spionagetätigkeit des Generals Tuchatschewsky in die Hand spielt. Chruschtschow wird in seiner Anti-Stalin-Rede auch davon sprechen.

Gleich den Hitler-Generalen, die zu lange gezögert haben, ehe sie sich zu einer Tat aufraffen konnten, so sind auch die sowjetischen Generale unentschlossen gewesen, zumal die Parteimitglieder, die in das Geheimnis der Ochrana-Akte eingeweiht gewesen sind, sich dafür eingesetzt haben, Stalin vor ein Parteigericht des Zentral-Komitees zu stellen. Der Kreis der Mitwisser ist immer größer geworden, und so ist schließlich das Unvermeidliche geschehen: durch eine undichte Stelle des Verschwörerkreises ist das Geheimnis durchgesickert.

Aschgrau ist das Gesicht des Diktators gewesen. Eine Flutwelle georgischer Flüche ist über die wulstigen Lippen gesprudelt. Dann hat er sich über die Sonderleitung mit Jagoda, dem Chef der Geheimpolizei, verbinden lassen. Kurz darauf sind sämtliche Passierscheine für den Kreml ungültig erklärt und Truppen des NKWD alarmiert worden. Stunden später hat der Terror seinen Amoklauf begonnen.

Tuchatschewsky und zahlreiche Generale sind in einem geheimen Gerichtsverfahren zum Tode verurteilt und unmittelbar nach dem Urteilsspruch erschossen worden. Der NKWD-Beamte Stein, der Entdecker der Ochrana-Akte über Stalins Agententätigkeit, hat sich das Leben genommen. Mit wütender Verbissenheit aber haben Stalins Schergen nach der verhängnisvollen Akte gefahndet, von der mehrere Fotokopien entdeckt worden sind, aber nicht das Original...

Tito soll versöhnt werden

1955. Der Frühjahrssturm heult um die Datscha des Marschalls Schukow. Regen prasselt gegen die Fensterscheiben. Holzbalken ächzen unheimlich. Die Familie des Marschalls ist längst schlafengegangen.

Schukow sitzt immer noch hinter dem Schreibtisch. Seine großen Augen starren auf den blauen Aktendeckel, den er nun langsam zuklappt. Seine schwere Hand legt sich wie ein Siegel auf jene Papiere, die ihm Macht und Gewalt über die Sowjetführer geben. Denn Marschall Schukow besitzt Stalins Ochrana-Akte, und er wird sie benützen, um den Genossen Chruschtschow zu zwingen, den Mann zu verdammen, der sich selbst in den Rang der Göttlichkeit erhoben hat.

Das ideologische Brecheisen wird schon sehr bald an den Sockel stalinistischer Unfehlbarkeit gesetzt: nämlich am 26. Mai 1955, als eine sowjetische Delegation unter Führung von Chruschtschow nach Belgrad reist, um Tito zu versöhnen. Der jugoslawische Staatschef, Marschall Tito, ist nach dem Kriege



ZUR WEIHNACHTSZEIT 1867

versammeln sich im engsten Familienkreis die Repräsentanten von vier Generationen des Hauses Astor. Im Kerzenschein lebt das Bild des Gründers Johann Jakob Astor... Der festliche Abend hat tiefere Bedeutung. Zur Tradition der Familie gehört es, daß der Chef des Hauses Astor, wenn er sich von den Geschäften zurückzieht, seinem Nachfolger zwei Familienerbstücke übergibt:

Einmal das Portrait des großen Deutschamerikaners, wie es der berühmte Maler Gilbert Stuart einst auf die Leinwand bannte, zum anderen das goldene Tafelservice, das noch Johann Jakob Astor selbst in Frankreich erworben hatte...

Der Ruf der ASTOR beruht auf der Güte ihrer Tabakmischung; sie ist würzig und mild. Der Tradition ihres großen Namens verpflichtet, besitzt die Waldorf-Astoria Cigarette ASTOR Ansehen und Freunde in aller Welt.

„Ich glaube, daß sich mit Herrn Chruschtschow reden läßt. Er ist ein anderer Mann als Stalin, und er verfolgt andere Ziele für das russische Volk.“ Bundeskanzler Dr. Adenauer



Genosse Ehrenbergmann. Oberschlesisches Souvenir,



Moskaus erster Trommler. Burmesisches Souvenir,





Lächeln unterm Kulihut. Indonesisches Souvenir,



Unter starken Männern. Indisches Erinnerungsfoto,

Nikita und die Stiere. Österreichisches Souvenir,

von Stalin mit dem Bannfluch belegt worden, weil er es gewagt hat, einen eigenen Weg des Sozialismus zu gehen. Auf der Kominform-Tagung in Bukarest ist am 28. Juni 1948 auf Befehl Stalins das Urteil über Tito gesprochen worden:

Das Informationsbüro stellt fest, daß die Führerschaft der jugoslawischen Partei in jüngster Zeit eine inkorrekte Haltung in den Hauptfragen der Innen- und Außenpolitik eingenommen hat. Das Informationsbüro zweifelt nicht, daß in der Kommunistischen Partei Jugoslawiens genügend gesunde Elemente vorhanden sind, die gegenüber dem Marxismus-Leninismus, den internationalen Traditionen der jugoslawischen Kommunistischen Partei und der geeinten sozialistischen Front loyal sind. Ihre Aufgabe ist es, ihre gegenwärtigen Führer dazu zu zwingen, ihre Irrtümer offen und ehrlich einzugestehen und zu berichtigen, mit dem Nationalismus zu brechen und zum Internationalismus zurückzukehren und auf jede Weise die vereinigte sozialistische Front gegen den Imperialismus zu stärken.

Sollten sich die gegenwärtigen Führer der jugoslawischen Kommunistischen Partei als unfähig erweisen, dies zu tun, ist es geboten, sie zu ersetzen und eine neue internationale Führung der Partei hervorzubringen. Das Informationsbüro zweifelt nicht daran, daß die Kommunistische Partei Jugoslawiens imstande sein wird, diese ehrenvolle Aufgabe zu erfüllen.“

Dem Kreml getrotzt

Sieben Jahre sind seither vergangen, sieben Jahre der Diffamierung, der militärischen Drohung, der Wirtschaftsblockade, der titoistischen Schauprozesse in den übrigen Satellitenstaaten. Der Marschall in Belgrad hat Moskau getrotzt. Seit der Diktator im Kreml eines unseligen Todes gestorben ist und der Wind von der Moskwa nicht mehr so eiskalt weht, mehren sich die Zeichen in den Ostblock-Staaten, daß das Beispiel Jugoslawien in Warschau, Budapest oder Bukarest Schule machen könnte. Einige der Sowjetführer setzen sich daher dafür ein, den kalten Krieg zwischen Belgrad und Moskau zu beenden, und darum sind sie, am 8. Februar 1955, an jenem Tag, an dem Malenkow seinen „freiwilligen“ Rücktritt als Ministerpräsident bekannt gibt, so verärgert über die Bemerkungen des Außenministers Molotow in seiner außenpolitischen Rede.

Molotow hat von Jugoslawien gesprochen und gemeint, Belgrad sei „in den letzten Jahren in gewissem Maße von den Positionen abgegangen, die es in den ersten Jahren nach Beendigung des zweiten Weltkrieges bezogen hatte“.

Im Sitzungszimmer des Parteipräsidiums der Kommunistischen Partei der Sowjetunion rauchen an diesem Abend nicht nur die Zigaretten von übervollen Aschenbechern, sondern auch die Köpfe der Präsidiumsmitglieder. Verbissen starrt Molotow auf das grüne Tuch des Konferenztisches.

„Sie haben unseren Versuch, die sowjetisch-jugoslawischen Beziehungen zu verbessern, hinterhältig torpediert, Genosse Molotow“, sagt der neue Ministerpräsident Bulganin mit scharfer Stimme.

„Sie scheinen sich über die Folgen einer Rehabilitierung Titos nicht im klaren zu sein“, gibt Molotow bissig zurück und blickt hinter seinem Kneifer Zustimmung erheischend zu Lazar Kaganowitsch hinüber, der sich, ebenso wie der weißhaarige Marschall Woroschilow, gegen eine Versöhnung mit Jugoslawien ausgesprochen hat.

Die alten Stalinisten fürchten mit Recht, daß die Rehabilitierung des rebellischen Genossen in Belgrad auch den Eisblock der stalinistischen Regime in den Satellitenstaaten zum Schmelzen bringen könnte. Und – gefährdet nicht das Rütteln am Dogma der stalinistischen Unfehlbarkeit auch die Position der sowjetischen Parteiführung?

„Ich glaube, der Genosse Molotow sollte grundsätzlich einmal seine Haltung zu außenpolitischen Fragen überprüfen“, gibt Nikita Chruschtschow mit erhobenem Zeigefinger zu bedenken. Der Erste

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 30)



In die moderne Waschmaschine gehört eine besondere Lauge!

Darum hat Henkel das Spezialwaschmittel dixan geschaffen.



Schenke von Herzen–



›4711‹ immer dabei!

DER KREML

Fortsetzung unseres Artikels von Seite 26

Parteisekretär vermeidet es, in der jugoslawischen Frage offen Farbe zu bekennen. Auch er fürchtet die weitreichenden Konsequenzen einer Rehabilitierung, jedoch will er sich nicht mit den eingefleischten Stalinisten kompromittieren. Und der Genosse Chruschtschow hat noch einen anderen Grund, in dieser Frage sehr vorsichtig zu taktieren:

„... dann bin ich erledigt!"

Wer müßte denn den Canossa-Gang nach Belgrad antreten? Wenn man Tito versöhnen will, kann man ihm nicht irgendeinen Genossen schicken. Es kommen also nur Männer aus den Reihen des Parteipräsidiums in Frage, und daß Chruschtschow als Erster Sekretär zu denen gehören wird, die man mit Vorrang für diese Mission auswählen wird, das kann sich der Ukrainer an den fünf Fingern abzählen.

Während die Genossen im Parteipräsidium wütend aufeinander einreden, blickt Chruschtschow mit finsterem Gesicht vor sich hin. Seine Gedanken wechseln sprunghaft von der Vergangenheit zur Gegenwart:

„Ich habe Tito einen ‚Kettenhund des Imperialismus' genannt... Wenn sie mich zu Tito schicken und die Sache geht schief, bin ich erledigt... Ich glaube in der Ukraine war es, 1949, als ich gesagt habe: ‚Der Judas Tito hat sich an die amerikanischen Imperialisten verkauft und Jugoslawien in ein Konzentrationslager verwandelt...' Sie fürchten eben doch, daß ich sie, wie Stalin, liquidieren könnte..."

Molotows Worte dringen wie aus weiter Ferne an das Ohr Chruschtschows:

„Wir hätten große Schwierigkeiten in anderen Volksdemokratien gehabt, wenn wir in der jugoslawischen Frage nicht einen so festen und entschlossenen Standpunkt eingenommen hätten."

„Und wenn wir diesen Standpunkt weiter annehmen", so läßt sich Chruschtschow vernehmen, „dann werden wir die Volksdemokratien früher oder später in einen titoistischen Kurs hineintreiben."

Bulganin nickt zustimmend, und auch einige andere Mitglieder des Präsidiums murmeln:

„Sehr richtig!" – „Bin auch der Meinung!" – „Kann man nur zustimmen!"

Keiner Antwort gewürdigt

Wohl oder übel hat sich Chruschtschow zum Sprecher jener Gruppe gemacht, die für eine Normalisierung der Beziehungen zwischen der Sowjetunion und Jugoslawien eintreten. Eine blitzschnelle Überlegung hat ihn dazu veranlaßt, doch das Risiko einer Reise nach Belgrad auf sich zu nehmen. Ist er erfolgreich, dann verstärkt sich damit auch seine Stellung in der Partei- und Staatsführung. Nikita vertraut auf seinen „Bären-Charme", der ihn wieder heil aus der Höhle des Belgrader Löwen herauskommen lassen wird. Und Nikita braucht politischen Erfolg. Seine Gegner sind wachsame Wölfe, die den Ersten Parteisekretär Chruschtschow sehr deutlich daran erinnern, wo seine Grenzen sind:

> Prawda, 20. April 1955
>
> „Lenin lehrte uns die Kollektivität der Arbeit. Er erinnerte uns oft daran, daß alle Mitglieder des Politbüros gleichberechtigt sind und daß der Sekretär zur Durchführung der Beschlüsse des ZK (Zentral-Komitee) der Partei gewählt wird."

Im staubaufwirbelnden Propellerwind steht Staatschef Tito am 26. Mai 1955 auf dem Belgrader Flugplatz Zemun. Tito trägt die goldstrotzende Marschall-Uniform. Hochmütig blickt er zu der Sowjetmaschine hinüber, die eine Fracht hoher Passagiere auf jugoslawischem Boden landet.

„Sie kommen!" Tito nickt seinem Außenminister Popowitsch vielsagend zu. „Es bleibt dabei, keine Erwiderung auf irgendwelche Begrüßungsansprachen!"

Langsam kommen sie über den Platz: Bulganin, Chruschtschow, Mikojan, Gromyko und Schepilow. Nur Chruschtschow versucht mit einem freundlichen Lächeln die kühle Empfangsatmosphäre etwas zu erwärmen. Die anderen Sowjetführer stehen wie verlegene Schuljungen um ihren Ersten Parteisekretär herum, der zu einer pathetischen Begrüßungsansprache anhebt:

> „Teurer Genosse Tito! Teure Genossen Mitglieder der Regierung und Führer des Bundes der Kommunisten Jugoslawiens!.
>
> Wir bedauern aufrichtig, was geschehen ist, und räumen entschlossen alles beiseite, was sich in dieser Zeit angesammelt hat. Unsererseits zählen wir dazu die provokatorische Rolle des jetzt entlarvten Volksfeindes Berija und anderer, die sie in den Beziehungen zwischen Jugoslawien und der Sowjetunion gespielt haben."

Tito und seine Begleitung vermögen sich eines Lächelns kaum erwehren. Also muß wieder der tote Berija herhalten, um die schlechten Beziehungen zwischen Belgrad und Moskau zu rechtfertigen.

„Wir sind zutiefst überzeugt, daß die Zeit, da unsere Beziehungen verdüstert waren, hinter uns liegt..." liest Chruschtschow weiter vom Blatt ab. Als der Dolmetscher die Rede Chruschtschows übersetzen will, gebietet ihm Tito mit finsterem Gesicht zu schweigen. Die Sowjetführer werden sofort zu den Staats-Limousinen geleitet. Man würdigt sie keiner Antwort.

„Das kann ja heiter werden", bemerkt Mikojan düster, als er sich im Wagen in die Polster fallen läßt. Und es wird heiter, heiterer, als man erwartet hat...

Von Rudolf Schwarz, dem Verfasser dieser Serie „Der Kreml", ist soeben ein Buch erschienen mit dem Titel

SO GEWANNEN SIE DEN KRIEG UND VERLOREN DEN FRIEDEN

Dieses Buch schildert das politisch-militärische Geschehen auf der Seite der Alliierten im Zweiten Weltkrieg. Es ist entstanden aus der gleichnamigen Artikelserie in der „Frankfurter Jllustrierten". Bei einem Umfang von 384 Seiten mit 60 Bildern und dokumentarischem Anhang kostet es **16,80 DM** (erschienen im VERLAG FRANKFURTER BÜCHER, zu beziehen durch jede Buchhandlung).

Im nächsten Heft:

So täuscht Tito den Westen „Noch ist Kraft in mir, Genossen" · „Chruschtschow werden wir zwingen", sagt Mikojan hart

Roman von Inge Rösener

Liebling, wir werden älter

Endlich ist es erreicht! Die Familie Frank hat eine Haushilfe gefunden: die Kunststudentin Gina wohnt und lebt ohne Kosten im Haus, und dafür hilft sie in der freien Zeit der schwerbeanspruchten Frau Alix. Aber kaum ist Gina, ein bildhübsches und kluges Persönchen, eingezogen, beginnt eine geheimnisvolle Wandlung aller Hausbewohner. Granny, die Mutter von Rechtsanwalt Frank, ist sogar der Meinung, daß sich zwischen der neuen Haustochter und ihrem Enkel Uli ein so inniges Verhältnis angebahnt hat, daß sie ihre Entdeckung noch nachts in das Schlafzimmer von Sohn und Schwiegertochter trägt.

Da thronte Granny in seinem Bett, aus dem sie ihn eben unsanft hinausgeworfen hatte, in ihrem Schlafrock, dessen schreiendes Bonbonrosa ihm seit eh und je ein Greuel gewesen war, aber je älter Granny wurde, desto lieber kleidete sie sich in Farben, die nicht zu ihr paßten. Sie blickte so schicksalsträchtig und triumphierend um sich, als habe sie mindestens ein neues Zeitalter verkündet.

„Wieso Schwiegertochter... Gina - meine Schwiegertochter?" Percy versuchte den Sinn dieser ungeheuerlichen Behauptung zu erfassen. „Das ist doch kompletter Unsinn!"

Die Wolke von Kognakduft, die von Granny zu ihm herüberwehte, schien eine ausreichende Erklärung. „Du hast wieder mal zu viel getrunken, Granny, sonst kämst du gar nicht auf so absurde Ideen. Und außerdem ist ja Uli schließlich mit Bipsi befreundet."

Granny aber schleuderte nur triumphierende Blicke, die selbst die todmüde Alix langsam weckten. „Da sieht man es wieder, ihr seid überhaupt nicht auf dem laufenden. Die beiden sind nämlich verkracht, Uli und diese Bipsi. Und überhaupt hat Vicky auch gemeint..."

Percy ließ sich auf dem Fußende seines besetzten Bettes nieder und brach in schallendes Gelächter aus. „Vicky, ach du lieber Gott. Das Kind versteht zwar was von Paragraphen, aber von der Liebe hat sie keine Ahnung. Da habt ihr also zusammen gesponnen. Nee, Granny, du hast einfach zuviel Phantasie. Ich werde dir morgen wieder mal ein schönes Sortiment von Kriminalschmökern kommen lassen. Damit verschwendest du deine Zeit sinnvoller, als dir solchen Unsinn einzureden."

Granny rüttelte Alix an der Schulter, anscheinend erhoffte sie Verstärkung. „Unsinn, wieso Unsinn? Sag mal Alix, ich finde, als Vater sollte er sich darüber freuen." Gina und Uli. Natürlich war das

Unsinn. Kompletter Unsinn. Das hätte man doch gespürt, einfach absurd.

„Ich sehe nicht den geringsten Grund, mich zu freuen. Und überhaupt ist Uli noch viel zu jung, sich zu binden."

Alix gähnte und stützte sich auf den Ellenbogen. „Kinder," murmelte sie verschlafen, „seid doch friedlich. Müssen wir das Problem, das noch dazu gar nicht unseres ist, unbedingt zu nachtschlafender Zeit lösen?"

„Zu jung!" triumphierte Granny hohnlachend. „Ich höre immer zu jung. Vergiß nicht, Percival, als du dich damals mit Vera, deiner Ersten, verlobt hast, warst du siebenundzwanzig."

„Und schön blöd dazu. Ein Grund mehr, dagegen zu sein. Jedenfalls, daraus wird nichts!"

Granny dachte nach. Sie hatte ihre Hand in den Morgenrock geschoben wie Napoleon und glich in Ausdruck und Gebärde ganz einem Feldherrn, der nicht gesonnen ist, seine momentane Niederlage als endgültig zu betrachten.

„Und Richard war achtundzwanzig, als ich ihn geheiratet habe."

„Bist du sicher, daß er das nie bereut hat?"

Granny zerrte Alix empört am Arm. „Sowas ist nun dein Mann. Ein Gemütsrohling. Das Glück seines Sohnes läßt ihn völlig kalt. Was seid ihr überhaupt für Rabeneltern!"

Alix rieb sich die Augen und setzte sich auf. „Soviel ich weiß, ist Uli Percys Sohn, außerdem volljährig und kann tun, was er will. Ich habe allerdings noch nichts bemerkt. Ich meine, was du da von Uli und Gina behauptest."

„Na siehst du, Granny!" Percy sprang auf. Er war irgendwie erleichtert. Und sicherlich würde Granny jetzt endlich sein Bett verlassen. Morgen war der Termin, Strafsache Grüneberg wegen Fahrerflucht. Und außerdem war es gleich zwölf.

„Alix würde bestimmt was bemerkt haben. Frauen haben doch ein feines Gefühl."

„Und mir willst du es absprechen", knurrte Granny und sank plötzlich mit verzerrtem Gesicht in die Kissen zurück. „Oh Percival, mir ist auf einmal gar nicht gut."

Das grüne Gesicht mit dem rosa Morgenrock könnte von Nolde sein, schoß es Percy programmwidrig durch den Kopf. Dann lief alles ab wie schon Dutzende von Malen zuvor. Alix flog aus dem Bett, riß den Telefonhörer an sich, um Wolfgang Brettschneider, den „Helfer der Menschheit", wie Percy ihn oft scherzhaft nannte, aus dem Bett zu holen, während er selbst barfuß die Treppe hinunterlief, mit dem großen Zeh an eine Schwelle stieß und fluchend nach dem Magenbitter suchte, der wieder mal nicht zu finden war. Alix sagte zwar, Gina sei eine reizende Hilfe, aber jedenfalls stand der Magenbitter nicht da, wo er hingehörte. Endlich fand er ihn im Kühlschrank.

Beim Rauflaufen fiel Percy ein, daß die Kette an der Haustür nicht eingehängt war, und folglich war Gina mit Mäxchen, seinem Kompagnon aus der Anwaltspraxis, von ihrem Segelausflug noch nicht zurück. Es war wirklich toll, was dieser Casanova sich da leistete; schließlich hatte man für das Mädchen doch eine Verantwortung. Er würde morgen Mäxchen gehörig Bescheid sagen, aber ganz gehörig. Bei aller Freundschaft, sowas war denn doch...

Alix kam gerade mit der gefüllten Wärmflasche aus dem Bad und packte sie Granny auf den Magen und Percy füllte den Inhalt des ersten Fläschchens in ein Zahnputzglas, weil gerade nichts anderes zur Hand war, und hielt ihr das Glas an den Mund.

„Du riechst wie ein ganzer Stehausschank," stellte er fest. „Wieviel Kognak hast du eigentlich getrunken?"

Das intensive Grün von Grannys Gesicht wich einem freundlicheren Lindgrün; sie blinzelte und leckte sich die Lippen genüßlich. „Ziemlich, na eine halbe oder dreiviertel Flasche, aber den habe ich bloß getrunken wegen der Cremespeise. Oh, Percy, ist mir schlecht." Sie wimmerte vor sich hin. „Glaubst du, daß ich sterben muß?"

Percy füllte das zweite Fläschchen ins Zahnputzglas. „Du konntest ja wieder mal nicht genug von der Süßspeise kriegen. Wenn du nicht vier Portionen genommen hättest, lägst du jetzt nicht schon wieder im Sterben. Aber laß mal, Granny." Er strich ihr übers Gesicht und hielt ihr das Glas, das sie mit großer Fixigkeit leerte, „du bist ein zäher Brokken, du überlebst uns noch alle."

Ein zufriedenes Lächeln verklärte das grünbleiche Gesicht. „Meinst du, Percy? Weißt du, die Speise war wirklich vorzüglich, nur... oh, mein Magen! Wenn ich nun doch sterbe?"

*

Die Linden rochen süß. Das Gras in den Gärten duftete. Das Ganze wäre ein prächtiger Hintergrund für eine verkitschte Liebesszene, dachte Gina, als Mäxchen vor dem Frankschen Haus den Wagen zum Stehen brachte. Entschlossen, es auf keinen Fall zu einer solchen Szene kommen zu lassen, ergriff Gina die Tasche mit den Badesachen und machte Anstalten, auszusteigen. Im Haus brannte noch Licht, überall...

Aber Mäxchen hielt ihre Hand fest. „Sehen Sie den Sternhimmel, Gina? Eine so herrliche Nacht ist doch viel zu schade, um schon schlafen zu gehen, finden Sie nicht?"

„Und was haben Sie sonst zu bieten," spottete Gina. „Wollen Sie mir ihr Leben erzählen? Oder Gedichte zitieren, in denen Mondscheinromantik vorkommt?"

Mäxchen schob mit einer Handbewegung seinen kleinen Salzburger Hut aus der Stirn und griff hinter sich in den Kofferraum. „Sie sind nicht der Typ, bei dem die Tour angebracht ist. Obwohl ich auch die Skala beherrsche. Beaudelaire, Rilke, Ringelnatz, was Sie wollen. Ich schlage statt dessen einen Abschiedstrunk vor."

„Den wir natürlich bei Ihnen trinken sollen, mit Tonbandmusik im Hintergrund."

„Sie kennen aber auch jede Masche, die wir Männer uns mit großer Mühe einfallen lassen," seufzte Mäxchen mit komischer Verzweiflung und brachte einen runden Behälter zum Vorschein. „Ich hatte mehr daran gedacht, den Sekt hier zu trinken, hier im Auto, mit Sternhimmel, Benzingeruch und vor dem beruhigenden Hintergrund der Villa Frank."

„Aber er wird scheußlich warm sein," protestierte Gina schwach. „Und auf warmen Sekt kriege ich einen Schwips."

„Ich sage ja, die Villa Frank ist im Hintergrund. Und im übrigen ist er gut

gekühlt. Patentverfahren.“ Er war schon dabei, die Flasche aufzumachen.

„Prost!“ mischte sich eine fremde Männerstimme ein, als sie eben tranken. „Ein fröhliches Prost!“

„Jemand krank?“ fragte Mäxchen den Unbekannten.

„Nichts von Bedeutung. Granny liegt im Sterben.“

Gina starrte die beiden Männer entsetzt an, als sie in fröhliches Gelächter ausbrachen.

„Ernstlich, da muß ich doch gleich...“

Aber Mäxchen hielt sie fest. „Unsinn. Sie ist schon oft gestorben. Was war denn diesmal der Grund?“

Der Fremde, der wie Gina jetzt entdeckte, eine Aktentasche trug und anscheinend Arzt war, erwiderte, „irgendeine Cremespeise.“

Gina sank zurück. „O Gott,“ murmelte sie, „die hab ich gemacht, und sie hat ihr noch so gut geschmeckt.“

„Eben deshalb,“ erklärte der Doktor. „Sie kann nicht nein sagen, wenn's ihr schmeckt. Es ist durchaus normal, daß man darauf Magenschmerzen kriegt. Bei Granny artet es eben in Probesterben aus. Sie wäre nur tödlich beleidigt, würde Alix mich nicht jedesmal sofort rufen. Je später in der Nacht, desto spannender. Hebt mir einen Schluck auf, bin gleich zurück.“

„Ich finde das Leben wunderbar, seit ich hier bin,“ sann Gina über ihrem Silberbecher und wippte mit den Beinen. „Es ist alles so, so irgendwie, ich weiß nicht... man weiß nie, was passiert. Es ist sozusagen alles drin.“

„Sie reden wie ein Mädchen, das verliebt ist,“ spottete Mäxchen. „Falls ich das Ziel Ihrer Träume bin, versäumen Sie nicht, es mich wissen zu lassen, Gina.“

„Blödsinn!“ Gina besann sich. „So eine Idee!“

„Oder etwa Uli?“

„Noch blödsinniger! Er ist nett. Aus. Weiter nichts.“ Sie schwieg eine Weile.

„Wer war das eben?“

„Das? Wolfgang Brettschneider. Hausarzt. Jugendfreund von Alix. Er hat sie wohl mal sehr gern gehabt. Aber für Alix gab's nie jemanden anderes als Percy. Mir einfach unverständlich. Noch einen Schluck?“

„Wieso“, wollte Gina wissen und deutete auf die Glühwürmchen, die im Gebüsch der Hecke schimmerten. „Soo unverständlich finde ich das gar nicht. Dr. Frank ist doch ein sehr gut aussehender Mann. Und ich nehme an, auch ein guter Verteidiger. Ich meine, ich weiß das nur von Flori.“

Mäxchen goß den Sekt in ihren Becher, ein Tropfen schäumte über, Gina leckte den Finger ab.

„Percy ist sogar in gewissem Sinne eine Koryphäe. Aber er ist – genau wie Alix – ein Opfer der Verhältnisse. Ehe, Haushalt, Kinder, Schwiegermutter, die allein ist eine Aufgabe, na, ich danke. Dieser ewige Wirrwarr von Familienleben, Schulzeugnissen, Putzfrau. Na, wie das so ist, das muß einem Mann doch jeglichen Schwung nehmen. Ich könnte nicht so leben. Und was kann ein Mann sein, hängt ihm das nicht alles am Bein.“

Gina seufzte. Er hatte ja auch wirklich schon ziemlich weiße Schläfen. „Der Arme“ murmelte sie in ihren Sektbecher und Mäxchen konnte es nicht hören. „Ich glaube, ich muß jetzt wirklich gehen. Wissen Sie, der Frühstückstisch ist meine Aufgabe. Und noch dazu wo Granny krank ist. Schließlich habe ich mich doch zur Mithilfe im Haushalt verpflichtet.“

Sie sprang aus dem Wagen und wich geschickt einem Gutenachtkuß Mäxchens aus, gerade in dem Augenblick, da der Doktor das Haus verlassen hatte und den Gartenweg entlangkam.

„Aber ich habe doch noch eine halbe Flasche Sekt,“ versuchte Mäxchen sie umzustimmen.

Liebling, wir werden älter

„Macht nichts! Ablösung kommt schon.“ Gina warf ihm eine Kußhand zu. „Servus!“

*

„Guten Morgen, Herr Frank“, wurde Percy von Gina am nächsten Morgen empfangen, als er die Treppe runter kam.

„Morgen Gina!“ Percy blieb stehen. Hm, was hatte er doch sagen wollen? Sie sah wahrhaftig nicht so aus, als sei sie erst gegen eins heimgekommen. Na ja, in dem Alter. Verhalten lächelten ihn die blauen Augen an. Ob sich Mäxchen, dieser Nichtsnutz, der vor nichts zurückschreckte, wohl anständig aufgeführt hatte? Percy ertappte sich auf dem Gedanken, wie ihm wohl an Mäxchens Stelle zumute gewesen wäre.

„Ja, hm, was ich sagen wollte,“ unterbrach er seine Gedanken. „Meine Frau schläft noch. Denn Granny hatte gestern eine Magenverstimmung.“

„Ich weiß.“ Gina lächelte vor sich hin, einen bezaubernden Nacken hatte sie, wenn sie den Kopf so bog. „Als wir heimkamen, trafen wir Dr. Brettschneider.“

„Wir“ hatte sie gesagt. Das konnte allerhand besagen. Wir... andererseits war sie schließlich nicht irgendein Mädchen. Ein so bezauberndes Geschöpf konnte es sich wirklich leisten, auszuwählen. Und Mäxchen, nun ja, er war nett, er sah nett aus, aber er war doch nicht irgendwas von außergewöhnlichem Format. Irgendwas, nun wie zum Beispiel...

„Soll ich Ihnen denn den Kaffee machen, Herr Frank?“

Und diese Taille. Und diese kleine Nase, die sie so zauberhaft krauste, wenn sie lachte.

„Wie bitte? Natürlich gern, wenn ich bitten darf. Wissen Sie was, ich helfe Ihnen dabei.“

Während Gina den Kaffee bereitete, erzählte er irgendwas Belangloses, daß Alix bei Granny auf der Couch geschlafen hatte; nicht weil eine Gefahr bestand, sondern sozusagen zur Beruhigung. Und daß Granny sie vermutlich die ganze Nacht nicht zum Schlafen hatte kommen lassen.

Es war hübsch, ihr zuzusehen, wie sie so hin- und hertrippelte, mit einem winzigen Nichts von Schürzchen, rosa-weiß-kariert vor dem weißen Sommerkleid, so biegsam und leicht und leise. Einmal mußte sie wohl bemerkt haben, daß er sie beobachtete, beinahe selbstvergessen. Und der braune Nacken färbte sich dunkler; die Wimpern, die die Augen beschatteten, bewegten sich wie in leiser Nervosität und eine Untertasse fiel klirrend zu Boden und zersprang.

Sie bückten sich beide und stießen fast mit den Köpfen zusammen, sammelten die Scherben ein und standen mit den Scherben in der Hand, verlegen und erhitzt sich gegenüber.

„Das bringt Glück“, hörte Percy sich sagen und seine Stimme klang etwas belegt. „Scherben bringen Glück.“

Gina erwiderte nichts, sie ging vor ihm her auf die Terrasse, die Kaffeekanne in der Hand und Percy atmete tief auf.

*

„Zahlen bitte!“ Uli klopfte ungeduldig mit den Fingern auf die Tischplatte. An diesem Tisch, in eben diesem Espresso traf er sich sonst mittags immer mit seiner Freundin Bipsi. Außer in den letzten Tagen. Sie war nicht aufgetaucht. Einfach albern sowas. Und die Kellnerin hatte um den Mund bereits jene Mischung von Spott und Skepsis, als sei sie genau im Bilde.

„Rühreier mit Schinken, Tomatensaft“, zählte Uli auf und zückte das Portemonnaie. Und genau in dem Augenblick ging Bipsi vorbei.

„Servus, Uli!“ Die Kellnerin trat zur Seite, doch Bipsi schlenderte vorbei und sah sich suchend um, bis sie wenige Schritte weiter einen freien Tisch entdeckte. Sie setzte sich und studierte mit ausschließlichem Interesse die Speisekarte, bis die Kellnerin sich ihr zuwandte. Uli konnte sie bis hierher hören, daß sie Russische Eier bestellte. Und dabei machte sie sich nicht das Geringste draus, wegen der Mayonnaise. Und Wermut-Soda. Bipsi, die sonst mittags auf Tomatensaft schwor. Er grinste zu ihr hin, doch sie zeigte ein ausschließliches Interesse für den hin- und herfließenden Strom der Straßenpassanten.

Wirklich albern das Ganze. Und der Jüngling mit Bart da drüben, der Bipsi sowieso immer recht begehrlich ansah, daß man stets in Versuchung war, ihm eine zu kleben, grinste vielsagend. Und die Kellnerin flüsterte mit einer Kollegin.

Wieso setzte sie sich überhaupt da drüben hin? Vielleicht, weil er vor ein paar Tagen mit der neuen Hausgenossin Gina im Hot Club war. Also, das war doch wirklich kein Grund, sich nicht sehen, nichts von sich hören zu lassen, einfach wegzubleiben und sich an einen anderen Tisch zu setzen. Und überhaupt war sie vorher so kratzbürstig gewesen, da brauchte sie sich gar nicht zu wundern, daß er mal mit Gina ausgegangen war. Zugegeben, Gina tanzte einfach eine Wolke. Während Bipsi, die zu ihrem Kummer völlig unmusikalisch war, sich immer – zu Unrecht – eine lahme Ente nannte.

Na, da hatte sie ihn tanzen sehen und kurz darauf war sie auch schon verschwunden gewesen. Blödsinnig, es war ein so lustiger Abend gewesen. Und Gina war schon etwas ganz Reizendes. Eigentlich hatte er gestern fest mit ihr gerechnet. Er hatte sie in die Grundbegriffe der Bühnenbildnerei einweihen wollen, statt dessen war sie mit Mäxchen segeln gegangen. Zunächst, man hatte eine Mordswut gehabt. Zuerst. Aber da konnte man nichts machen.

Uli stand auf, schob die Hände in die Hosentaschen und schlenderte rüber an Bipsis Tisch.

„Du hast wohl nichts dagegen“, fragte er, als sie hochsah und setzte sich. Bipsi machte ihr unaussprechliches Gesicht. Der Versuch, kühl und unnahbar auszusehen, verwandelte sie immer in ein trotziges Kind.

„Bitte, der Stuhl ist frei. Ich kann niemanden hindern, sich draufzusetzen.“

Die Kellnerin kam mit dem Wermut und schwer verborgener Neugier.

„Mir auch einen“, bestellte Uli und sah sie entschwinden. Er mußte in zehn Minuten im Theater sein.

„Du machst dir doch gar nichts aus Wermut.“ Bipsis Nase zuckte wie die eines Spaniels.

„Und du nichts aus Russischen Eiern.“

Jeder widmete sich seinem Drink. Sehr braun war sie geworden. Sicher hatte sie wieder eine Reportage über die Städtischen Bäder oder Eisdielen machen müssen. Und den geplatzten Riemen an ihrer Sandale hatte sie auch immer noch nicht machen lassen, wie leicht konnte sie irgendwo hängen bleiben.

„Ich hoffe, du hast dich gut amüsiert, neulich abends im Hot Club“, bemerkte Bipsi sanft. Die Russischen Eier schienen ihr ganz außerordentlich gut zu schmekken. Und den Wermut hatte sie auf einen Zug gekippt.

„Noch einen“, bat sie, als die Kellnerin vorüberkam.

„Mir auch", Uli reichte ihr sein leeres Glas.

„Warum nicht?" erwiderte er. „Gina ist reizend. Und sie tanzt phantastisch."

Oh, weh, das hätte er nicht sagen sollen. Tanzen war Bipsis Achillesferse.

„Wie schön." Sie sah sehr angestrengt zu den Passanten hin. „Und sonst geht es dir gut?"

Er nickte, aber das konnte sie nicht sehen mit ihrem abgewandten Gesicht. „Flori hat einen Einser in Mathematik. Paps hat ihm zehn Mark geschenkt. Und was hat er gemacht? Gina ein Fläschchen Parfüm gekauft. Billiges natürlich, aber er beginnt, sich zum Kavalier zu entwickeln. Vielleicht ist sie überhaupt an seinem beginnenden Ehrgeiz schuld. Er hat immer saubere Nägel und trägt grundsätzlich nur schneeweiße Hemden."

Pech, er erwischte immer das falsche Thema. „Ja und Alix, sie schreibt neuerdings als ‚Frau Barbara' für ‚Die Welt der Frau'. Wo Gina jetzt im Haus hilft, hat sie ein bißchen mehr Zeit."

Schon wieder Gina. Himmeldonnerwetter, es mußte doch noch was Unverfänglicheres geben. „Ja, und Granny liegt im Bett. Heute nacht war wieder Probesterben. Mit Doktor und allem Zubehör. Hat sich mal wieder überfuttert." Bipsis Schultern zuckten, hübsche braune Schultern, die sich aus einem bunten Leinenkleid heraushoben. Weinte sie etwa? Aber als sie ihr Gesicht – völlig entspannt und normal – ihm zuwandte, sah er, daß sie lachte. Wie oft hatten sie schon über Grannys hemmungslosen Appetit und ihr Probesterben gelacht.

„Also alles okay?" wollte Bipsi wissen. Uli nickte. „Klar. Onkel Wolfgang hat sie für ein paar Tage ins Bett gesteckt. Mit Kamillentee und Wärmflasche bis zum nächsten Mal."

Die Kellnerin kam mit der zweiten Portion Wermut und Bipsi zahlte. Sie stand auf.

„Bist du so eilig?" Uli folgte ihrem Beispiel.

„Man hat zu tun, du kennst das ja. Irgendein Minister kommt an, großer Bahnhof, das übliche."

Sie stieg auf ihren am Randstein geparkten Roller und machte Anstalten, ihn anzulassen. Der Rücken in dem bunten Sommerkleid, die anmutigen braunen Arme, das hinten zusammengebürstete dunkelblonde Haar, die hellblonden feinen Härchen auf der Haut... seit Monaten vertraut und selbstverständlich, erschienen Uli plötzlich wie eben entdeckt.

„Bipsi!" Er legte die Hand auf die Lenkstange.

„Sonst noch was?" Bipsi saß auf dem Roller und blickte zu ihm hoch.

„Ja, nein. Du tust gerade, als ob ich irgend jemand wäre."

Die kleine Nase krauste sich, die Sommersprossen schienen spöttisch zu tanzen.

Bipsi band sich ein kleines weißes Tüchlein um die Haare und hielt die Augenlider gesenkt.

„Bist du ja auch. Irgend jemand, ein ganz besonders großer Idiot."

Es ging so schnell, daß er sich erst besann, als sich der Roller in Bewegung setzte. Sie hatte ihm ganz rasch und mitten auf der Maximilianstraße, angesichts der grinsenden Kellnerin und des Blödians mit dem Backenbart einen Kuß gegeben.

„Bipsi!" schrie Uli und lief neben dem Roller her. „Bis heute abend, um die übliche Zeit, vieruhrdreißig."

Sie winkte, das Tüchlein flatterte und Uli schüttelte den Kopf, Idiot, hatte sie gesagt, Idiot...

*

„In der Tat, mein Schatz, du machst dich", erklärte Freundin Stefanie, die sehr attraktive Chefredakteurin der Frauen-

zeitschrift „Die Welt der Frau", nachdem sie die Antworten auf die Leserbriefe überflogen hatte, die Alix eben abgeliefert hatte. Sie schob Alix die Zigarettenschachtel über den Schreibtisch, erklärte am Telefon ihrer Sekretärin, daß sie das Gespräch mit Paris in einer halben Stunde wünsche und daß der Fotograf noch warten müsse, und versah die Antworten von „Frau Barbara" mit den für den Setzer notwendigen Anmerkungen.

„Letztlich verdanke ich bloß Gina, daß ich überhaupt Zeit dafür finde", erklärte Alix, „du glaubst nicht, was sich unsere gute Schönbauer plötzlich ins Zeug legt. Von Gicht ist keine Rede mehr, die Frühstückspausen sind viel kürzer – und das Ratschen geschieht neben der Arbeit und nicht dazwischen. Mit welcher Wonne sie da ein Stäubchen und dort einen Wasserfleck entdeckt!"

„Na ja, vielleicht hat die Kleine wirklich ihre guten Seiten, zumindest bewirkt sie indirekt was Gutes."

Alix schüttelte den Kopf. „Du bist ungerecht, Steffa. Gina ist wirklich eine Errungenschaft. Flori fängt an zu lernen. Vermutlich, um ihr zu imponieren, Vicky befreundet sich neuerdings mit Lippenstift und Nagellack."

Alix lachte und blätterte in der letzten Nummer der „Welt der Frau". „Gibst du mir das mit, Steffa? Ich entdecke da gerade einen Bildbericht über Griechenland. Das trifft sich gut. Percy will doch mit mir hin, wenn wir in den nächsten Wochen Urlaub machen. Ich hab mir gerade vorhin auf dem Reisebüro einen ganzen Schwung Prospekte besorgt. Offengestanden, ich freue mich schrecklich!"

„Nimm sie dir mit, du kriegst doch als Mitarbeiter sowieso alle Nummern." Stefanie zog ein paar der letzten Nummern aus dem Schreibtisch. „Und was deine Griechenlandreise betrifft, ich flehe dich an, laß mich nicht aufsitzen. Du mußt mir da unbedingt einen Schwung vorarbeiten. Aber das Wichtigste: mir fehlt auf der einen Seite noch Text, und das könnte ich großartig füllen, wenn du mir noch zwei, drei Briefantworten fertig machst. Allerdings muß ich sie bis in zwei Stunden in den Satz geben."

Alix überflog die drei Anfragen, die Stefanie ihr über den Schreibtisch reichte.

„Die drei Sachen sind typisch. Eine Frau, die mit ihrem Mann nicht zurechtkommt und umgekehrt. Und die Frage der getrennten Kassen, wenn berufstätige Mädchen oder Frauen mit einem Mann ausgehen."

Alix seufzte. „Blödsinnig", murmelte sie. „Die ganze Berufstätigkeit mit ihren Folgen nimmt dem Mann ja völlig das Gefühl, irgendwo Beschützer zu sein. Wo soll er bei soviel Gleichberechtigung, weiblicher Stärke und Unabhängigkeit noch das Gefühl haben: da ist eine Frau, die weich ist und sich anlehnen möchte."

Stefanie nahm den Telefonhörer. „Ich bin gleich frei", sagte sie. „Er soll sich bitte noch einen Moment gedulden." Und zu Alix gewandt fuhr sie fort. „Solche Männer gibt's doch gar nicht. Ich kenne jedenfalls keinen einzigen. Ich kenne überhaupt keine Männer mehr."

Alix schob die Briefe in ihre Handtasche. „Das hast du davon. Nebenbei – Percy ist anders. Er ist ein wirklicher Mann. Aber es würde mir auch nicht im Traum einfallen, mein Abendessen selbst zu bezahlen, wenn wir ausgehen, auch nicht, wenn ich bei dir jetzt wie ein Krösus verdienen würde. Anders, wenn er krank wäre. Wenn er Sorgen hätte, da würde ich ohne mit der Wimper zu zucken, Fußböden scheuern, den erstbesten Job annehmen. Aber das ist nicht die eigentliche Aufgabe der Frau."

Stefanie hatte die Puderdose gezückt und erneuerte sorgfältig das noch tadellose Make-up. „Du bist ja hoffnungslos altmodisch, mein Kind."

„Vermutlich ist das der Grund, weshalb ich auf deine Leserbriefe Antworten finde." Alix ergriff ihre Handschuhe und die Schlüssel der „Arche".

„Bis nachher!"

„Willst du etwa bis Grünwald fahren, um die drei Briefe zu beantworten. Wenn ich bloß hier eine ruhige Ecke im Haus hätte, aber es geht zu wie im Narrenhaus." Und wieder klingelte das Telefon.

„Unsinn. Percys Kanzlei ist drei Schritt entfernt. Bis gleich."

„Herr Dr. Frank ist leider schon gegangen", verkündete Mattea Wehner mit undurchdringlicher Miene und straffte sich in dem dunkelgrauen Flanellkostüm! Sie wird mir nie verzeihen, daß mich Percy geheiratet hat und nicht als hilfloser Junggeselle allein ihrer Betreuung ausgesetzt ist, dachte Alix, leise amüsiert und legte die Hand auf die Klinke von Percys Büro.

„Macht nichts, Fräulein Wehner, ich brauche nicht so sehr ihn als vielmehr eine Schreibmaschine. Aber sagen Sie, sollten Sie sich nicht schonen... die Gehirnerschütterung. Man darf sowas nicht auf die leichte Schulter nehmen!"

Mattea Wehner ließ Alix mit sichtlichem Unbehagen in das „Allerheiligste" eintreten und nahm ein Paar liegengebliebene Akten vom Schreibtisch, entfernte einen vollen Aschenbecher und stellte die Kognakflasche in den Schrank.

Wahrscheinlich hat sie Angst, dachte Alix, daß ich Percys Kognak austrinken und in seinen Akten stöbern könnte. Mäxchen hatte doch recht, wenn er Percy immer damit aufzog. Er, Percy, sei Mattea Wehners heimliche Liebe. Die arme, einsame Person lebte und starb für die Kanzlei und tat trotz ihrer Gehirnerschütterung ihre Pflicht, zweifellos aus der tödlichen Angst heraus, man könnte auf die Idee kommen, es ginge ganz gut auch ohne sie.

„Ich weiß ja, aber es geht mir besser. Und auf die jungen Dinger kann man sich ja heutzutage nicht verlassen. Die wissen doch überhaupt nicht, was Pflichtbewußtsein ist."

Alix nickte und setzte sich, kramte die Briefe für „Die Welt der Frau" heraus und lächelte Mäxchen zu, der neugierig hereinkam.

„Es roch nach meinem Lieblingsparfüm", grinste er und schüttelte ihr die Hand. „Und da ich nicht annehme, daß Fräulein Wehner sich parfümiert..."

„Um Himmels willen, nein", sie verließ mit einem Blick, der ihren Abscheu vor allzu weiblichen Attributen voll und ganz zum Ausdruck brachte, das Zimmer. „Das fehlte noch!"

„Percy ist schon fort. Leider." Er öffnete noch mal die Tür zum Sekretariat. „Hat Dr. Frank hinterlassen, ob er wiederkommt?"

„Er hat nichts hinterlassen. Eine Dame rief an", klang die Zwitscherstimme der niedlichen Marion Holl, eines der „jungen Dinger".

„Danke". Mäxchen ging zum Schrank, entnahm ihm die Kognakflasche und füllte zwei Gläser.

„Sieh da. Eine Dame rief an. Wenn du zur Eifersucht neigtest, müßte jetzt schwarzer Verdacht dein Herz bewegen."

„Mich bewegt was ganz anderes, was ich nämlich auf den Leserbrief antworte, in dem eine Frau sich über ihren Mann be-

klagt. Ah, ich weiß: da der Mann aufmerksam und reizend und das Familienleben sonst harmonisch ist, soll sie diese Dinge ignorieren, die nichts als männliche Eitelkeit, notwendige Selbstbestätigung und ein bißchen Neugier sind, soll doppelt charmant, reizvoll und liebenswert sein. Doch, ich weiß schon, was ich ihr schreibe." Sie kritzelte ein paar Notizen auf ihren Zettel.

Mäxchen schüttelte den Kopf, als habe er die besonders ausgefallene Gattung eines exotischen Tieres vor sich.

„Und du selbst bist nie in Sorge, daß auch Percy mal – ich meine, wenn du das als typisch männliche Eigenschaften bezeichnest, dann könnte doch auch Percy, noch dazu, wenn du hörst, eine Dame hat angerufen und er, das Muster von Pflichtgefühl, verläßt die Kanzlei schon vor fünf."

Alix hatte zu tippen begonnen. „Es wird diese Frau Hackenschmidt sein. Oder irgendeine Klientin", sagte sie und sprach ihren Text halblaut mit: „handelt es sich doch zweifellos bei diesen ständig wechselnden und kurzen Abenteuern..."

„Schade", Mäxchen seufzte tief auf. „Ich hatte gehofft, ich könnte dich ein bißchen aufstacheln und du würdest aus Rachsucht nachher irgendwo mit mir noch einen Cocktail trinken."

„Tue ich auch so." Alix zwinkerte ihm gutgelaunt zu, denn diese Leserbriefe waren etwas Lebendiges. Mäxchen amüsierte sie stets aufs Neue mit seinen Bemühungen, „Pfeffer" in ihre Ehe zu bringen und im Auto lag ein ganzer Stapel von Prospekten für die Reise mit Percy nach Griechenland.

„Aber dazu muß Percy mich nicht betrügen."

*

Percy war im Wagen sitzengeblieben. Aus dem Eingang der Akademie kamen ein paar junge Männer in grobgestrickten Jacken und Pullover, mit struppigen Haarschnitten und teilweise mit Backenbärten, Mädchen in blue jeans, mit ebenso struppigen kurzen oder ganz langen und offenen Haaren. Eines davon mit einem Kinderwagen, seltsam bunt bemalt in der gleichen Art etwa, wie jene alten Dixiwagen, mit denen sie hier und da davonfuhren. Er zündete sich die zweite Zigarette an, die erste hatte er halbgeraucht ausgemacht. Und dort, das war doch dieses rothaarige Mädchen, mit der Gina damals zusammengewohnt hatte. Sie rief irgendwas nach rückwärts und da kam sie schon... Gina kam auf den Wagen zu.

Percy stieg rasch aus. „Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse, daß ich Sie einfach angerufen habe. Ich wußte nur gar nicht... Uli wollte mich um vier abholen und als er nicht kam... ich dachte, vielleicht wissen Sie... oder Sie nehmen mich mit hinaus."

Das hatte sie am Telefon schon gesagt. Uli hatte versprochen, sie abzuholen und war nicht gekommen.

„Ich werde mit Uli ein ernstes Wort reden", sagte Percy und räusperte sich, schloß den Schlag, nachdem Gina eingestiegen war, „das ist wirklich keine Art. Bitte, entschuldigen Sie vielmals. Aber es muß ihn irgend was Wichtiges aufgehalten haben. So unerzogen ist er sonst nicht."

Gina blickte zu ihm hoch, als auch er eingestiegen war. Da war wieder das Grübchen. Und unglaublich lange Wimpern hatte sie. Ja und überhaupt, es war nicht zu erklären, was es war, irgendwas...

„Ich hoffe nur, es hat Ihnen keine Umstände gemacht, mich abzuholen. Ich meine, Sie hätten ja schließlich auch nein sagen können."

Hätte er das wirklich?

(Fortsetzung folgt)

Magie und Angst regieren

Koch-Isenburg:

Ich lebte unter Geistern



Mit abergläubischer Scheu begegnen die Eingeborenen Madagaskars ihren Riesenschlangen. Wer sie fängt, kann sein Leben riskieren. Dennoch gelang es mir, einige große Tiere nach Europa zu bringen.

das Leben



Als wahre Kraftmeier stellten die jungen Bara sich vor, wenn sie mir als Träger dienen wollten. Aber vor einer harmlosen Eidechse liefen sie wie die Hasen davon, die Magie und der Dorfzauberer beherrschten sie vollständig.

Wenn man die Meere befährt, trifft man dort ebenso häufig auf Bekannte, als wenn man eine fremde europäische Großstadt besucht. Ich bin in Paris, in Madrid, in Rom und Wien schon Frankfurter Freunden begegnet. So erstaunte es mich nicht sonderlich, als ich den Speisesaal des französischen Ozeanriesen zum Mittagessen betrat und dort schon mit einem „Hallo" begrüßt wurde. Es war ein Arzt, bei dem ich vor sechs Jahren im 8000 km entfernten Madagaskar einige Zeit zu Gast war. Er kam gerade von einem Europa-Aufenthalt zurück. Natürlich hatten wir uns viel zu erzählen und je näher wir den Gefilden des ewigen Sommers kamen, umso ausgedehnter wurden unsere abendlichen Fach- und Streitgespräche an Deck.

Kind fiel ins Feuer

„Erinnern Sie sich noch des bedauernswerten Säuglings, der mir mit vollständig verkohltem Unterarm auf die Station gebracht wurde", rief mir der Arzt eines Abends eine haarsträubende Begebenheit ins Gedächtnis zurück. „Die Mutter hatte des Nachts in ihrer Hütte geschlafen und das Kind war in die Glut der Feuerstelle gefallen. Wir sprachen seinerzeit viel über den pathologisch tiefen Schlaf der Mutter, die selbst vom Schreien und Weinen des Kindes nicht aufgewacht war. Ich habe den Stumpf amputiert und mit Hautstücken aus dem Oberschenkel der Mutter eine Transplantation gemacht. Der Stumpf ist prächtig verheilt und ich konnte das, Kind retten. Die Mutter lebt heute mit dem kleinen Jungen in meinem Haus." – „Sie ist aus Dankbarkeit geblieben?" wollte ich wissen. „Gott behüte, es gibt doch keine Dankbarkeit bei Eingeborenen, das wissen Sie so gut wie ich. Der Weiße hat geholfen, das ist schön, aber wozu ist er denn da.

Man hat sie aus ihrem Dorf hinausgeschmissen. Aber das wissen sie alles noch nicht?" In der Tat, es war mir neu. „Die Frau", so fuhr der Urwalddoktor fort, „hatte wenige Tage vor dem Unfall eine große Riesenschlange in ihrer Hütte gefunden und weil sie fürchtete, die Schlange könnte ihrem Kind etwas zuleide tun, das Reptil getötet. Es gab einen Aufstand unter den Leuten, denn der ‚Doho', die Boa Madagaskars ist ‚fady' — unberührbar und heilig. Der Zauberer prophezeite dem Weib alles Unheil. Als wenige Tage darauf der Unfall mit dem Kind passierte, waren alle Menschen im Dorfe davon überzeugt, daß der Geist, der in dem Tier wohnte, sich gerächt hatte. Die Frau wurde mit Schimpf und Schande davongejagt."

„Seelenschlange"

Lange noch, als der Arzt bereits in seine Kabine gegangen war, lag ich im Liegestuhl an Deck und dachte über die seltsame magische Bedeutung nach, die die Menschen der Insel ihren Riesenschlangen beilegen. Da lief mir einer der drei jungen Rechtsanwälte in den Weg, die, da sie ihre Studien in Paris beendet hatten, mit uns in ihre Heimat zurückreisten. „Monsieur Alexis", rief ich ihn an, „setzen Sie sich bitte einmal hierher. Ich brauche ihren Rat." Der junge braune Mann hörte sich sehr aufmerksam die Neuigkeit an, die ich gerade von dem Arzt erfahren hatte. Ich dachte, er würde den Aberglauben seiner Landsleute verurteilen, die Frau bedauern und ein paar erklärende Worte sagen. Aber weit gefehlt: „Na und?" machte er gedehnt, als ich meinen Bericht beendet hatte, „ganz recht ist der Frau geschehen. Früher wurde ein ähnliches Verbrechen mit dem Tode bestraft. Der Doho ist uns heilig. Nach dem Tode geht der Geist eines Menschen in eine solche Schlange über. Er wohnt in ihr



Die Mutter tötete eine heilige Schlange. aber der Geist, der in dem Reptil wohnt, rächte sich furchtbar; dem Kind verbrannte der Unterarm. Rührend versucht die Frau, den verstümmelten Arm des Kindes zu verbergen.

schaft wie ein Hühnerhund für die Jagd. Was wir in Jahrtausenden schufen, läßt sich nicht mit einem Satz überspringen."

Ich fing eine Boa

Der Zufall wollte es, daß ich kaum 14 Tage später sehr lebhaft an meine Diskussion auf dem Schiff erinnert wurde. Ich hatte einen ortskundigen Boy angeworben und machte mit ihm Streifzüge in den Steppengebieten der madagassischen Hochebene. Wir wohnten in einem kleinen Dorf bei Reisbauern. Eines Abends kurz vor der Dämmerung rastete ich bei einem Häuptlingsgrab, das sich als mächtiges Geviert aus Lesesteinen auf einem Hügel erhob und die ganze Gegend beherrschte. Während ich meine Mahlzeit mit dem Boy teilte, ließ ein leise schleifendes Geräusch mich aufblicken. Ich sah gerade den Kopf einer großen Madagaskarboa, die im Begriff war, ihre Höhle am Fuß des Grabhügels zu verlassen. Wie absichtslos ließ ich mein Taschenmesser fallen, um das Tier zu erschrecken und in sein Loch zurückzuscheuchen. Der Boy hatte nichts bemerkt. Ich hätte das Tier gerne „vereinnahmt", wußte aber, daß ich das in Gegenwart des Eingeborenen nicht tun durfte. Geschwiegen hätte der niemals und der Fang des heiligen Tieres hätte einen Aufstand im Dorfe ausgelöst. Nun sind Riesenschlangen sehr ortstreu, wo sie einmal wohnen, bleiben sie solange es noch Ratten gibt. Ich wußte auch, daß die beginnende Dämmerung die Jagdzeit für die Tiere ist. So entfernte ich am nächsten Nachmittag den Boy unter einem Vorwand und stieg allein zu dem Grabhügel empor. Wie vorausgesehen erschien die Schlange leise schleifend aus ihrem Loch. Als sie ganz herausgekommen war, nahm ich sie ohne Mühe hoch und steckte sie in den mitgebrachten Sack. Die madagassische Boa erstrahlt, wenn sie frisch gehäutet hat, in den schönsten Regenbogenfarben. Sie



Der eine ißt sie, dem andern ist sie heilig. Die große, bis 40 Pfund schwere Strahlenschildkröte, die schönste Landschildkröte der Welt.

ist ein Prachttier und, wenn man sie nicht reizt, außerordentlich sanft. Es ist kein Kunststück, sie aufzuheben, wenn man weiß, wie man sie anfassen muß, und sie vorsichtig in einen Sack zu bugsieren. Gerade am Dorfeingang traf ich auf meinen Helfer. Als er sah, daß ich einen schweren Sack schleppte, griff er zu und wollte pflichtgemäß die Last tragen. Das aber mußte ich unter allen Umständen verhindern. „O Monsieur, sie haben etwas gefangen?" fragte er interessiert. „Nein", log ich, „ich habe von einem Mann vier große Borstenigel gekauft. Hast du Eier zu Hause?" – „Es gibt heute abend Fisch mit Reis", antwortete er. Ich mußte den Boy aber loswerden und wurde grob: „Ich möchte Eier essen", schrie ich aufgebracht. „Lauf und kaufe Eier ein!" Er guckte mich verwundert an, einen solchen Ton war er von mir

als in seinem neuen Leibe, und wer ein solches Tier tötet, versündigt sich an den Toten. Die Seelen unserer Ahnen sind uns immer nah, und wenn wir sie erzürnen, trifft uns der Fluch mit Recht." Ich war einigermaßen sprachlos, solche Worte aus dem Munde eines gebildeten Mannes zu hören. Gewiß, er war ein brauner Mann, aber doch einer, der westliche Wissenschaft in sich aufgenommen hatte. Was, zum Teufel, soll denn alle Wissenschaft, wenn sie noch nicht einmal gegen den albernsten Aberglauben gefeit macht! So ähnlich sagte ich das denn auch. Aber ich lief schön an: „Freilich Sie sind Christ", rief der Junge, wie mir schien sogar im Tone einer gewissen Geringschätzung. „Sie sind ja auch Akademiker und glauben etwas, was Sie nie nachprüfen können." – „Hören Sie, Alexis", versuchte ich den Aufgebrachten zu begütigen, „jede der großen Religionen stellt sich das Fortleben nach dem Tode ein wenig anders vor: das Christentum, der Buddhismus und der Islam. Es mag alles sein, wie es will – und sicher wissen tut es kein Mensch. Aber daß ich nach meinem Tode zu einer Riesenschlange werden soll, ist doch gewiß das Absurdeste von allen."

Der Doho wohnt in den Gräbern

„Ich selbst habe einen Doho aus dem Grabe meines Großvaters hervorkommen sehen." – „Aber, Alexis", versuchte ich ihm sachlich auseinanderzusetzen, „die Gräber liegen auf der Hochebene inmitten der Reisfelder. Sie sind ideale Unterschlupfe für Ratten und der Doho frißt Ratten. Außerdem liebt er die Ruhe und die Dunkelheit im Gestein der großen Grabhügel. Das wissen Sie so gut wie ich. Ebensogut könnten sie auch denken, die Seele geht in eine Ratte ein, denn auch diese kommen aus den Grabhügeln hervor." Das sagte ich, aber ich wußte, das alles zog nicht. Später erzählte ich diesen Vorfall einer französischen Psychologin. Sie winkte nur müde ab: „Es ist alles umsonst bei diesen Menschen. Weder die farbigen Rechtsanwälte noch die Ärzte und Politiker können die Blätterhütte verlassen, in denen ihre Seele wohnt. Es scheint, als seien sie lediglich abgerichtet für eine Wissen-



Allein die Hütte des Häuptlings entging dem Feuer. Bevor die Leute ihr Dorf anzündeten, trugen sie das Haus beiseite. Schuld an dem Unglück waren die Flamingos, die während der Nacht das Dorf überflogen hatten.



„Wenn er dich anhaucht, mußt du sterben“, sagte mein brauner Boy von dem famosen „Famokantatra“, dem äußerst seltenen Plattschwanzgecko, einer harmlosen Nachteidechse der Bergurwälder.

nicht gewöhnt, aber er trollte sich. Bevor er zurückkam, hatte ich die Schlange in eine Kiste gesteckt und den Deckel drauf genagelt. So war sie vor neugierigen Blicken sicher.

Ich werde „hinausgeworfen“

Das hatte ich geglaubt. Am nächsten Morgen fand ich die Kiste erbrochen, die Schlange war weg. Ohne Zweifel hatte man sie freigelassen. Mein Boy war ebenfalls verschwunden. Er brachte weder den Kaffee noch das Waschwasser. Verschwunden schien auch die Reisbauernfamilie, bei der ich ein Zimmer gemietet hatte. Weder die Frau noch die Kinder, die sonst immer im Hof spielten, waren zu erblicken. Nun wußte ich Bescheid. Nachdem ich auf dem Markt ein paar Früchte zum Frühstück eingekauft hatte, fand ich bei meiner Rückkehr sogar meine Koffer vor der Haustür. Zu sehen war noch immer kein Mensch. Ich war hinausgeschmissen und zwar auf die leise, madagassische Art. „Der Herr ist unerwünscht.“ Das wird niemals gesagt auf der höflichen Hochebene, aber es wird geschickt angedeutet. Daran, daß die „Andeutung“ in diesem Falle ziemlich massiv ausgefallen war, mochte ich ermessen, wie sehr ich gegen Gesetz und Sitte verstoßen hatte.

Die Unberührbarkeiten

Man tut gut daran, wenn man im Bereich verschiedener Stämme Tiere zu fangen gedenkt, sich unter der Hand und vorsichtig über die jeweils geltenden „Fady“, die „Unberührbarkeiten“ zu informieren. Es gibt kaum ein Tier auf der Insel, was nicht im Zauberglauben irgendeines Stammes seine Rolle spielt. Eifersüchteleien und blutige Fehden entspringen aus diesen gegenteiligen Unberührbarkeiten. Bei den Mahafaly im Südwesten ist die große Strahlenschildkröte ein starkes Fady, bei den nebenan wohnenden Antandroy wird sie gefangen und gegessen. Die Folge davon ist, daß diese von jenen zutiefst verachtet werden und eine eheliche Verbindung zwischen Mahafaly und Antandroy so gut wie ausgeschlossen ist. Die Antandroy, die „Leute bei den Dornen“, würden niemals die im Süden häufige Schwarzkehlwachtel jagen und essen, denn sie rettete einst die Frauen und Mädchen des Stammes, und die Männer gelobten ihr ewige Schonung. Sklavenhändler hatten die Dörfer überfallen und alle Mädchen und Frauen gefesselt davongeführt. Als es dämmerte, lief plötzlich eine große Schar der winzigen Laufhühnchen aufgestört durch das hohe Gras und ließ dabei den charakteristischen Angstruf hören. Dieser Angstruf von hundert Tieren zur gleichen Zeit ausgestoßen aber klingt wie der Ton ferner Bambustrommeln. Die arabischen Sklavenjäger, die diesen Lärm nicht deuten konnten, glaubten nicht anders, als daß viele hundert Stammeskrieger unter Trommelwirbel heranstürmten. Sie liefen Hals über Kopf davon und die Frauen konnten wieder in ihr Dorf zurückkehren.

Warum, großer Häuptling?

In der Nähe des Sees Aloatra, im äußersten Südwesten, hatte ich eines Nachts ein erregendes Erlebnis. Wir saßen am Dorfrand ums Feuer. Die Eingeborenen tanzten und sangen. Mit einem Male sprangen alle mit den Zeichen höchsten Entsetzen auf. Jeder, selbst die Kinder, ergriff ein Holzscheit und begann damit wie wild auf Türschwellen und Hüttenpfosten zu trommeln. Ein heiseres Krächzen ließ mich aufblicken und ich gewahrte am hohen Himmel, in der hellen Vollmondnacht deutlich sichtbar, einen Zug langhalsiger Flamingos. „O Herr“, sagte der Häuptling, „die ‚samaké‘ sind sehr gefährlich. Jeder von ihnen trägt den Knochen eines in den Sümpfen von Krokodilen zerrissenen Menschen im Schnabel. Wenn er den über dem Dorfe fallen läßt, bricht die Pest bei uns aus.“ Mein Einwand, daß die Samaké, durch den Höllenlärm erschreckt, ihren Knochen wohl eher fallen lassen, als wenn man sie in Ruhe reisen läßt, verfing bei den Leuten nicht. Die Sitte, die allmächtige „fomba,“ schreibt es vor, daß man sich so oder so verhält und damit basta. Das dicke Ende kam am Morgen, bald nach dem Hellwerden. Ich stand vor meiner Hütte und rasierte mich, als der Häuptling, gefolgt von den alten Männern des Dorfes, auf mich zutrat: „Beeile dich, Herr. Wir müssen dieses Dorf verlassen. Wenn wir bleiben, gehen wir alle zugrunde.“ Ich war ordentlich erschrokken, so ernst und bestimmt hatte er gesprochen. Längst hatte Erfahrung mich gelehrt, daß es müßig ist zu fragen. Man bekommt von den Leuten ja doch keine zufriedenstellende Antwort. So stammelte ich nur verwundert: „Hino, Sefobé?“ (Warum, großer Häuptling). Er zog mich am Arm zu einer Hütte und wies mit dem Finger auf etwas Graues, das da auf einer alten Matte lag. Als ich die Hand danach ausstrecken wollte, riß er mich zurück. So besah ich mir das Ding aus der Entfernung, kein Zweifel, das war ein menschlicher Unterkiefer. Ganz gewiß hatten ihn nicht die Flamingos aus den Sümpfen mitgeschleppt, die tun so etwas mit aller Bestimmtheit nicht. Wohl aber mag ihn ein Hund während der Nacht im Walde gefunden und ins Dorf getragen haben. Menschenknochen findet man hin und wieder in den Trockenwäldern, in denen die Mikehas, die primitivsten aller madagassischen, Stämme hausen. Diese begraben ihre Toten nicht und verlassen den Körper fluchtartig, sobald das Leben entflohen ist.



Die Flamingos tragen einen Menschenknochen, eines in den Sümpfen von Krokodilen zerrissenen Mannes, im Schnabel, wenn sie nachts ein Dorf überfliegen; das glauben die Leute im Süden. Wenn uns nicht einer gegen die Windschutzscheibe geflogen wäre, hätte ich keinen für mein Museum erhalten.

Das Dorf geht in Flammen auf

Mit düsteren Mienen schleppten die Frauen alles Bewegliche aus ihren Grashütten heraus: Bastmatten zum Schlafen, Holzlöffel und Kürbisflaschen. Viel mehr besitzen diese Menschen ja nicht. Ich wunderte mich, daß die Häuptlingshütte ausgehoben und in einiger Entfernung des Dorfes niedergesetzt wurde, auch erstaunte mich, daß in dem allgemeinen Aufbruch einer der Männer ein großes Feuer auf dem Dorfplatz schürte. Aber als wir alle zum Weiterziehen bereit waren, griff sich jeder der Männer ein brennendes Scheit und schleuderte es in die Hütten. Im Nu stand das Dorf in Flammen. Lodernde Garben stiegen aus dem trockenen Zweiggeflecht und die dicken Grasdächer stürzten in einer Feuerlohe zusammen.

Keinen Blick warfen die Leute zurück. Die Menschen des Südens sind viel zu kurze Zeit seßhaft, als daß sie mit einem Dorf den Begriff „Heimat“ verbinden. Sie zogen davon ohne jedes Gefühl des Bedauerns. Wir durchschritten in etwa 15 km Entfernung ein ausgetrocknetes Flußbett und die Männer machten sich daran, aus dem Zweigwerk, das die Frauen und Kinder heranbrachten, ein neues Dorf zu bauen. „Und wenn euch die ‚Samaké‘, die Flamingos, wieder einen Knochen bringen?“ fragte ich die Alten. „Es ist selten, Herr, aber wenn sie

Koch-Isenburg: **Ich lebte unter Geistern**

es tun, müssen wir weiter, denn jedesmal, wenn wir blieben, würde die Pest bei uns ausbrechen."

Wie kommt die Boa nach Madagaskar?

Unter den Schlangen Madagaskars sind gerade die Boas die interessantesten, sind sie doch merkwürdigerweise nicht den afrikanisch-altweltlichen, sondern den neuweltlich-südamerikanischen verwandt, ein Unikum, das die Wissenschaft noch immer nicht zu erklären vermag, und das sicherlich in uralten Landzusammenhängen seine Ursache hat. Überdies tragen sie noch Beinrudimente an beiden Seiten der Afterspalte und liefern somit den Beweis, daß die Schlangen von vierfüßigen Eidechsen abstammen müssen.

Im Urwaldgebiet der Ostküste bewohnte ich ein paar Wochen eine Hütte am Berghang in der Nähe einer Kaffeepflanzung. Eines Nachts bellte ein Dorfköter ohne Unterlaß vor meiner Hüttentür. Endlich ergriff ich die Stablampe und schlich hinaus. Dicht vor meiner Nase hing eine der schlanken grün und grau gemusterten Baumboas, die es in der Gegend gab, mit dem Schwanz an einem Deckenbalken und hatte eine Ratte am Wickel. Die Boiden erdrücken ihre Beute, bevor sie sie verzehren. Wollte ich die Schlange fangen, so mußte ich sie am Verschlingen der Beute hindern, denn Schlangen speien sehr oft ihren Raub wieder aus, wenn sie anschließend an den Freßakt gefangen und damit aufgeregt werden. Das „Auswürgen" aber ist stets unheilvoll für die Gesundheit eines Tieres. Ich eilte also in die Hütte, ergriff eine große Metallpinzette und riß der Boa die tote Ratte mit Gewalt aus den Schlingen. Da hätte man aber die „sanfte" Boa erleben sollen! In ihr kam das Raubtier zum Vorschein. Wie eine Furie fuhr mir die gereizte Schlange mit geöffnetem Rachen nach dem Gesicht. Es war keine Rede davon, daß ich sie ergreifen konnte, ohne mit den nadelscharfen, nach hinten gerichteten Zähnen blutige Bekanntschaft zu machen. Sie ließ sich vom Dach herabfallen, zischte, fauchte und biß wütend um sich.

Wenn man sie so sieht, kann man leicht dem Irrtum erliegen, die Baumboa Madagaskars sei ein recht träges Geschöpf. Die meine aber wurde vor Wut wieselflink. Wo ich auch zufassen wollte, schnappte ein greulicher Rachen meinen Händen entgegen. Ich trug nichts auf dem Leib als eine dünne Pyjamahose,

Auf meinen Befehl hieb der Mann den Ast ab, auf dem das verabscheute Riesenchamäleon hockte. Alle schrien laut auf, als es herabstürzte.



und wenn sie zubiß, mußte sie mich selbst und nicht bloß Stoff erwischen. Aber den Menschen in meiner Situation möchte ich sehen, der da aufgibt! Ich fuhr nach Madagaskar, um Tiere zu sammeln, um Abenteuer zu bestehen, um schwebende Fragen zu klären, und sollte mich von einer mit gutem Recht erbosten Boa ins Bockshorn jagen lassen? Gerade hatte ich, etwas atemlos vom schnellen Herumhüpfen, diese Erwägung angestellt, da schlugen sich auch schon zwei Ränge respektabler Fangzähne in meinen Unterarm. Zum Glück hatte ich als alter Schlangenpfleger den „Rückreißreflex", dem jeder Laie unwillkürlich unterliegt, vollständig überwunden. Reißt man mit Gewalt zurück, so vergrößert man die nadelstichfeinen Wunden, die die dünnen nach hinten gerichteten Boazähne einstechen. Blitzschnell fuhr meine Rechte in den Kieferwinkel des Schlangenmaules und drückte zu. Fast rechtwinklig öffnete sich der Rachen und das Reptil fiel kraftlos von mir ab. Ich hatte nichts weiter davongetragen, als ein paar Dutzend „Injektionsstiche," aus denen je ein Tröpfchen Blut austrat. Etwas Jod darübergestrichen, würde die Sache bald vergessen lassen. Eine giftige Boa gibt es nicht, und die gefährlichsten Giftschlangen, wie die Vipern, haben außer den beiden Gifthaken im Oberkiefer überhaupt keine Zähne mehr.

Ich öffnete weit meine Hüttentür, nahm einen Stock zur Hand und schleuderte das wütende Reptil in die Hütte hinein. Dann verschloß ich alle Luken und schlüpfte wieder unter das Moskitonetz. Eine Weile noch hörte ich das erboste Tier auf dem Fußboden rumoren und seinem Ärger durch Zischen und Fauchen Luft machen, dann wurde es still und ich schlief ein. Am Morgen angelte ich die wieder lammfromm gewordene Boa unter dem Bett hervor und steckte sie in einen Kistenkäfig. Sie lebt heute gesund und munter im Berliner Aquarium.

Er springt auf die Brust

Mitunter läßt der Name schon auf eine sonderbare Eigenschaft eines Tieres schließen. Eine äußerst seltene – und ich gebe es zu, – recht abenteuerlich aussehende Nachteidechse trägt den Eingeborenennamen „Famokantatra". Übersetzt heißt das „springt auf die Brust". „Ja, und dort haftet er mit seinen Saugfüßen so fest, daß du ein Messer brauchst, um

ihn loszuschneiden. Wenn er dich anhaucht, Herr, mußt du sterben." So sagte mir der im übrigen christlich getaufte Dolmetscher aus dem fortschrittlichen Volke der Hova, den ich nach der Eidechse fragte, weil es mir in monatelangen Bemühungen noch immer nicht gelungen war, sie zu sehen, geschweige denn zu fangen. Es ergab sich bald darauf, daß ich von einem guten Dutzend athletisch gebauter Baraträger begleitet, ein dicht bewaldetes Hochtal durchzog. Die Rinde abgestorbener Bäume abzureißen, war bei mir schon zu einer fixen Idee geworden, denn darunter saß so allerlei, was das Tageslicht scheute und den nächtlichen Wald belebte. Auch meinen Famokantatra, den Blattschwanzgecko, durfte ich da vermuten. Meine Leute folgten meinem Tun mit einer Aufmerksamkeit, mit der sich ein leichtes Gruseln mischte. So ziemlich alles, was ich da hervorzog, war ihnen unheimlich, und oft hätte ich schallend lachen mögen, wenn ich meine massiven „Kleiderschränke" mit den Hasenherzen ansah.

Wieder einmal zog ich an einem Rindenstück, und dieses riß in etwa vier Meter Höhe über dem Erdboden ab. Ganz am oberen Rand hockte ein Wesen, das ich zunächst für eine große dunkle Nacktschnecke hielt. Ich rief einen der Männer heran, stieg auf seine Schulter, und hätte fast herausgeschrien vor Freude; ich hielt die lange gesuchte Seltenheit in den Händen. Kaum aber bemerkte mein Muskelprotz, was ich da gefangen hatte, als er auch schon mit dem Schreckensruf „Famokantatra, famokantatra" in gestrecktem Galopp reißaus nahm. Die übrigen, im Handumdrehen auf die Beine gebracht, warfen ihre Lasten zu Boden und rannten, als sei der Leibhaftige hinter ihnen drein. Mein schallendes Hohngelächter stoppte sie in einiger Entfernung. Da standen sie nun und starrten wie verhext auf das harmlose Eidechsenwesen, das ich in meiner Hand hielt. Ich war viel zu glücklich, um mir die Konsequenzen, die hätten eintreten können, klarzumachen. Wenn mir die Kerle endgültig abgehauen wären, so wäre ich mutterseelenallein und wegunkundig in der Einöde sitzen geblieben. Nur der Sammler kann das Hochgefühl begreifen, das einem befällt, wenn man eine Seltenheit, von der bisher nur zwei Stück bekannt waren, in den Händen hält.

Wirf das Ding weg, Herr!

„Wirf das Ding weg", schrien meine Männer. „Glaube uns, du wirst sterben." Ich grinste: „Schaut her, ich hauche ihn an, euren famosen Famokantatra." Sogleich setzte ich mein vermessenes Vorhaben in die Tat um, hielt die Echse vor mein Gesicht und hauchte sie an. Ein Aufheulen wie einer Horde zu Tode getroffener Wilder war die Antwort. „Du bist von Sinnen, o Herr, höre auf uns. Du stirbst, noch ehe der Abend kommt." Sie lamentierten, sie baten, sie beschworen, aber eher hätte ich einen Finger meiner Hand geopfert, als diesen zoologischen Schatz wieder herauszurücken. „Tee werde ich trinken, ehe der Abend kommt", rief ich fröhlich, „und dann friedlich in der Hütte schlafen, die ihr mir aus den Blättern der Ravenala erstellt. Ihr Hasenfüße! Los", kommandierte ich lachend, „Feuer angemacht. Die Lasten herbei und Zigaretten und Rum ausgepackt!" Der Bann schien gebrochen, mit einem lachenden und einem weinenden Auge gehorchte die Bande. Ich konnte mir manches herausnehmen, denn sie hatten mir oft gesagt, wenn ich mit ihnen sang, rauchte und trank, ich sei kein „gewöhnlicher" Vazaha. „Gewöhnlich" wollte ich auch keineswegs sein. Während der Rast ging das Lamento wieder los. „Wirf das Ding weg, Herr, es bringt uns alle ins Unglück." „Hört, Leute", sagte ich endlich ernst, „meine Macht ist größer als die aller euerer Geister. Meine ‚Fomba' sind viel stärker, denn ich bin weiß, und weiß ist die Farbe der Macht."

Die weiße Haut bringt manchmal Vorteil

Wenn einem die weiße Haut heutzutage in vielen Weltgegenden Ungelegenheiten einbringt, so soll sie auch mal zu was Nützlichem herhalten. Das schien ihnen einzuleuchten. „Der Herr ist anders als wir", dieser Satz hat noch überall da seine respektvolle Gültigkeit, wo sich die Weißen noch nicht „mausig" gemacht haben, und meine Leute waren alle noch unverbildet.

Keine fünfzig Meter weiter aber drohte bereits der nächste Zwischenfall. Auf einem Ast hockte ein gut meterlanges Riesenchamäleon von der größten Art, die es auf der Welt gibt. Der Riese verdrehte die Kugelaugen, mit denen er so ulkig nach verschiedenen Richtungen blicken kann, machte sich dünn und breit wie eine Scheibe und glotzte drohend auf uns herab. Mit Grausen bemerkten die Leute, daß ich mich auch für diesen zoologischen Schatz interessierte. „Ramilaheloka", schrie es aus dem Haufen der Männer. Ich überschlug in Gedanken rasch die Zusammensetzung des Wortes: „Zur Bestrafung verschickt", aha, also ein neues Tabu. „Was ist denn mit dem los?" wollte ich wissen. „Es ist ein verzauberter Mensch, der zur Strafe für ein Verbrechen in die Wälder geschickt und in diese Gestalt gebannt wurde." „Verbrechen" - außer dem Ochsendiebstahl, dem alle fröhnen, gibt es im Lande nicht viel, was als „Verbrechen" gilt.

Ich wollte nicht auf den Baum klettern, denn ich hatte wenig Lust, mir an der rauhen Borke die nackten Knie zu zerschinden. Eingeborene erledigen das viel eleganter. „Gabriel, steige hinauf und schlage den Ast ab", befahl ich meinem persönlichen Boy. Der Bursche wand sich und bibberte vor Angst. Die übrigen traten im Kreis heran und weideten sich an seiner Furcht. Jeder war froh, daß Gabriel „mußte" und nicht er selber. Schadenfreude ist eine weitverbreitete menschliche Tugend. „Los, los, tu was der Herr sagt", hörte ich voller Verwunderung aus den Reihen der Träger. Wenn der Arme nicht gehorcht hätte, sie würden ihn wohl verprügelt haben, denn das Schauspiel, wenn der Ramilaheloka den nun angreift, wollte sich keiner entgehen lassen. Auch die Schaulust ist ein allgemein menschlicher Grundzug. „Du brauchst doch nur den Ast, auf dem er sitzt, abzuschlagen", begütigte ich den armen Gabriel und reichte ihm ein Beil. Zitternd stieg er endlich hinauf und bald stürzte der gefährliche Ramilaheloka mit seinem Ast, auf dem er sich eisern angeklammert hatte, herab. Als ich ihn ergriff und die Echse drohend ihr gewaltiges rosenrotes Maul aufriß - wo sie hinbeißt, gibt es freilich eine Blutblase –, erzitterte der ganze Wald unter dem Gebrüll meiner Leute. Sie schüttelten sich buchstäblich vor Entsetzen. In der Zivilisation würde man gesagt haben „hysterisch".

Freilich waren das alles „kleine Fady", gegen die ich seither verstoßen hatte. Aber ich kam als Biologe leider nicht drum herum, ich mußte auch gegen große sündigen. Das Fingertier, einer der seltensten Halbaffen der Welt, ist die stärkste aller madagassischen Unberührbarkeiten. Seine Augen auf dieses Tier zu werfen, kann gefährlich werden. Ich jagte das Fingertier in einem verschwiegenen und abgelegenen Urwaldgebiet im Nordwesten.

Im nächsten Heft:
Intrige zwischen Schwarz und Weiß · Die verstoßene Frau rächt sich





Ava Gardner, Traum von Millionen und Alptraum vieler Männer, hat eine Vorliebe für spanische Toreros entwickelt. Alexander Sellin berichtet in dieser Folge über Hollywoods Skandalnudel Nr. 1

Sie nennen es LIEBE



Erobert, geliebt und ausgestochen: Stiertöter Luis Miguel Dominguin

Vom Landei zum Hollywoodstar

Leise vor sich hinsummend, betritt Frank Sinatra sein geräumiges Haus in Palm Springs. Er will Ava nicht wecken. Sie wird schon schlafen. Doch als er die hintere Tür öffnet, sieht er noch Licht in der Wohndiele. Flackerndes Kerzenlicht.

Frank blickt auf die Uhr. Es ist kurz nach Mitternacht.

Dann hört er zwei gedämpfte Frauenstimmen. Beide kommen ihm sehr bekannt vor. Oh, er hat immer gern auf Frauenstimmen gehört, auf sanfte, zärtliche Laute. Aber dies hier klingt weder sanft noch zärtlich. Hin und wieder ertönt ein Lachen, spöttisch, aufreizend.

Man wird, zum Teufel, in seinem eigenen Hause noch das Ohr an die Wand legen dürfen. Frankie-Boy tut es.

Die Damen unterhalten sich über ihn. Frankie liebt das nicht. Er kann die beiden Frauen nicht sehen, aber er kann sich genau vorstellen, wie sie die Köpfe zusammenstecken und miteinander tuscheln. Ein blonder Kopf und ein dunkelroter Kopf. Lana Turner und Ava Gardner. Ava ist seine Frau, Lana war vor Jahren einmal seine... na ja. Für ihn ist Lana keine gute Erinnerung.

Langsam steigt die Wut in ihm hoch. Die Damen besprechen seine Gewohnheiten, lachen über seine Zornesausbrüche und erzählen sich kleine Erlebnisse. Er muß schon sagen: sie gehen ziemlich ins Detail.

„Ach, darin ist Frankie ja ganz anders als Artie", sagt Lana Turner.

Ava lacht schrill. Frank hört eine Hand auf den Tisch klatschen und Gläser klirren. „Artie", prustet Ava. „Wenn ich nur an Artie denke..."

Auch das noch, denkt Frank Sinatra. Jetzt fangen sie an, mich mit Artie Shaw zu vergleichen und noch ältere Erinnerungen aufzuwärmen. Der Kapellmeister Artie Shaw gehört nämlich auch zu den gemeinsamen Erinnerungen der beiden Frauen. Er war Lanas erste Kurzehe und Avas zweite Kurzehe.

„Raus mit euch!"

Plötzlich hat Frank Sinatra genug. Er ist kein Stück Vieh, über dessen Merkmale und Eigenschaften man taxierend spricht.

Mit einem Ruck öffnet er die Tür.

Lana und Ava sitzen auf dem Sofa neben der großen Bücherwand. Vor ihnen auf dem Tisch stehen Cocktail-Gläser. Wie auf Kommando stecken sich Lana und Ava je eine Olive in den Mund. Sie starren den Mann betroffen und verlegen an.

„Frankie", sagt Ava endlich. „Nett, daß du schon..."

„...kommst", ergänzt Lana, intelligent wie immer.

Wortlos geht Frankie auf das Sofa zu. Seine Augen funkeln gefährlich. Seine schmale Hand fegt über den Tisch – die halbgefüllten Martini-Gläser ploppern zu Boden, der Alkohol ergießt sich über den Teppich.

„Frankie!" schreit Ava empört.

„Nix Frankie", antwortet Sinatra kalt. „Die Party ist vorbei, ihr Mädchen. Ich hab' ein bißchen zuviel gehört. Macht, daß ihr rauskommt, alle beide!"

„Du bist verrückt. Wie kannst du..."

„Ich kann! Raus, aber ein bißchen dalli!"

Er nimmt eine drohende Stellung ein.

Sie nennen es LIEBE

Ava kennt diese Haltung. Und Lana auch. Wenn er sich so hinstellt, kommt der jähzornige Amateurboxer Frank Sinatra zutage. Die beiden Frauen ergreifen die Flucht.

An der Haustür dreht sich Ava noch einmal um. „Wenn das so ist, Frankie, dann sehen wir uns wohl erst in Las Vegas wieder..."

„Stimmt", sagt er. „In Las Vegas." Dann wirft er die Tür zu.

Ava Gardner geht in die Nacht hinaus. Sie sind jetzt knapp zwei Jahre verheiratet. Zwei verrückte, ruhelose Jahre...

Die Ungeduld vom Lande

„Ich bin ruhelos, ich war immer ruhelos. Schon als Kind liebte ich den ständigen Wechsel. Ich wollte in andere Städte reisen, andere Menschen sehen – nur um sie zu beobachten."

Diese Ruhelosigkeit vertrug sich schlecht mit der Herkunft der Ava Lavinia Gardner, geboren am 24. Dezember 1922 als Tochter eines kleinen Kolonialwaren-Händlers in North-Carolina. Sie hatte den breiten, schwerfälligen, quäkenden Dialekt ihrer Heimat, aber sie war eine Dorfschönheit mit zehrendem Ehrgeiz. Ihre Schwester, die in New York mit einem Theaterfotografen verheiratet war, holte sie in die Großstadt. Aber sie konnte nichts dagegen machen, daß die Leute über Avas Mundart lästerten. Dem Fotografen-Schwager freilich war die Sprache egal. Er sah nur den Körper und das süße Katzengesicht. Ava wurde Fotomodell.

Bald darauf bot Hollywood ihr einen Vertrag und nahm sie in die Sprachschule. Von Anfang an hatte Ava kein anderes Ziel als Hollywood gekannt. Nun war sie in Hollywood – wenn auch nur als kleiner Fisch, als Anfängerin ohne Bedeutung.

Es gibt viele Möglichkeiten für ein hübsches junges Mädchen, in Hollywood Karriere zu machen. Aber der schnellste und sicherste ist und bleibt eine Liebesgeschichte nebst Happy-end mit einem der großen Playboys. Ob daraus eine dauerhafte Ehe wird oder nur ein kurzes Intermezzo, spielt keine Rolle. Hauptsache, das Mädchen erregt überhaupt einmal die Aufmerksamkeit eines jener Männer, die in Hollywood den Ton angeben.

Für die Öffentlichkeit hieß das so:

„Ava Gardner wünscht sich einen geliebten Mann, ein Heim und viele, viele Kinder."

Dieser geliebte Mann kam prompt in Gestalt eines jungen Burschen aus Hollywood, der auf alle interessanten Neuentdeckungen flog wie eine Hummel auf den Honigtopf. Er war der berühmteste Halbstarke der Welt: Mickey Rooney. Mickey mit dem gequetschten Lausbubengesicht, der Figur eines zu klein geratenen Provinz-Athleten und dem Charme des sommersprossigen Jungen von nebenan. Mickey flog auf Ava.

Sie heirateten unter großem Liebesgesumm am 10. Januar 1942. Ava machte die ersten Schlagzeilen. Die Tatsache, daß sie Mickey eingefangen hatte, wurde hoch honoriert. Mehr brauchte sie nicht.

Die Liebe war keine Liebe und die Ehe keine Ehe. Schon nach ein paar Wochen schlug das Liebesgesumm in wildes Keifen um. Ava fiel bei solchen Gelegenheiten immer öfter in den gefürchteten Dialekt von North-Cäääroìaaaina zurück. Schließlich stellten beide einmütig fest, daß sie eigentlich genug voneinander hatten. Die Ehe wurde nach knapp fünfzehn Monaten offiziell geschieden.

Jetzt stand Ava ganz oben. Sie war ein Star, eine begehrte, schöne Frau mit wunderbaren Ehrentiteln und Gagen. Als zweiter Playboy trat der Jazz-Kapellmeister und Klarinettist Artie Shaw auf die Bühne. Arties Hobby ist das Sammeln von Ehefrauen. Er betätigt sich als eine Art Kopfjäger, der seine Skalps im Aktenordner unter E wie Ehe ablegt. Für ihn bedeutete Ava eine neue Gelegenheit, den Ordner vollzukriegen. Mehr nicht.

Mit der 19jährigen Lana Turner war Artie seinerzeit nach wenigen Stunden Bekanntschaft per Flugzeug nach Las Vegas geflogen, hatte sie gleich nach Öffnung des Standesamts geheiratet und bereits wenige Wochen später bei einer Garden-Party vor allen Gästen aus dem Haus geworfen. Mit dem Ausruf: „Du dummes Luder, mach, daß du wegkommst!" Artie hat nämlich noch ein zweites Steckenpferd: das Lesen philosophischer Bücher. Und Lana hatte, so wird erzählt, vor versammelter Mannschaft Heidegger mit Heidelberg verwechselt...

Zwei Ehen zuviel

Als Artie die geschiedene Ava traf, lebte er gerade in einer bereits brüchigen Ehe mit Judy Garland, deren Karriere am Verbluten war. Artie sah sich nach etwas Frischem um. Nun war aber Ava von ihrer ersten Ehe doch zu sehr enttäuscht worden. Sie ließ Artie abblitzen:

„Verheiratete Männer interessieren mich nicht."

Doch Artie beruhigte sie: „Ich habe die Scheidung von Judy schon eingeleitet."

„Die wievielte ist Judy?"

„Die dritte", sagte er. „Ich habe eben bisher immer Pech gehabt. Scheußlich. Aber mit dir, mein Schatz, mit dir..."

Artie Shaw hatte die richtige Art, so etwas zu sagen. Sie heirateten 1945, mitten im Siegestaumel nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie standen nebeneinander vor dem Standesbeamten. Nachdem Ava und Artie beide ihr nachdrückliches „Ja" gesprochen hatten und alle anderen Formalitäten erfüllt waren, sagte der Standesbeamte:

„Einen Augenblick noch, Mister Shaw. Wollen Sie bitte diese Empfangsbestätigung unterschreiben? Sie müssen erst prüfen, ob alle fünf Scheidungsurteile in dem Umschlag sind."

Ava hörte nur „fünf". Und runzelte die Stirn.

„Sagte er fünf Scheidungsurteile?"

„Ja, mein Liebling", erwiderte Shaw ungerührt.

„Von Liebling kann wohl keine Rede sein. Du hast mich belogen. Du hast immer von drei Ehen gesprochen, und jetzt... jetzt bin ich in Wirklichkeit deine Sechste..."

„Aber auch meine Liebste und Einzigste."

„Der Schmus zieht nicht bei mir. Wir sprechen noch darüber, verlaß dich drauf!"

Nun, sie sprachen so lange und so laut und so öffentlich darüber, daß kein anderer Ausweg als die Scheidung blieb. Diese Ehe hielt offiziell nicht einmal ein Jahr.

Danach kam Frank Sinatra.

Der Star aus den Slums

Frank Sinatra, aufgewachsen in den Slums von Hoboken, groß geworden im Konflikt zwischen den strebsamen, aber armen Eltern halbitalienischer Abstammung und verbrecherischer Halbstarkenbanden, sagte einmal: „Ich bin sicher, daß ich mein Leben als Verbrecher beendet hätte, wäre nicht mein großes Interesse für die Musik gewesen."

Dieses Interesse für die Musik und sein Traum, Sänger zu werden, wurde von Eltern und Freunden als sinnlose Schwärmerei abgetan. Nur ein Mensch hielt zu dem 18jährigen Phantasten: die kleine Nancy Barbato, eine Nachbarin aus Hoboken. Er kannte sie seit 1933. Er liebte sie, sie liebte ihn.

Einmal besuchten sie zusammen ein Konzert des berühmtesten Schlagersängers jener Jahre, Bing Crosby. Frank sagte:

„Was Bing da macht, das kann ich auch."

Jeder andere hätte gelacht über diese Anmaßung. Aber Nancy lachte nicht. Sie sagte todernst: „Ich weiß, du wirst es schaffen."

Sie heirateten nach langer Verlobungszeit. Frank war 24 Jahre alt. Er verdiente läppische 25 Dollar die Woche als Gelegenheitssänger. Nancy blieb mit Frank in Hoboken. Sie glaubte an ihn, auch wenn er oft nicht die Spaghettis verdiente, die ihre Hauptspeise waren. In die Armut und Erfolglosigkeit hinein wurde ein Jahr später Nancy Sinatra junior geboren.

Endlich setzte der große Erfolg ein. Frank wurde zum „Crooner" — zuerst in der Band von Harry James, dann in der Band des berühmten Tommy Dorsey. Nancy ging mit ihm, wo immer der Weg hinführte. Ohne Nancy wollte Frank, nun schon als „Frankie-boy" gefeiert und umschwärmt, keinen Schritt tun. Sie war einfach immer da. Frankie-Boy war glücklich.

1944 wurde ihr Sohn Franklin geboren. Im selben Jahr griff Hollywood ganz energisch nach Sinatra. Die MGM bot ihm einen langfristigen Vertrag. Frankie zog mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in ein neues Haus in San Fernando Valley. Und von der ersten Stunde an mischte sich Hollywood, diese polypenarmige Stadt, in das Leben und die Ehe ein.

Bei all seinen bisherigen Flirts hatte Nancy beide Augen zugedrückt. Sie wußte, daß sie den erfolgreichen Sänger nicht wie einen Hund an der Leine halten konnte. Es genügte ihr, daß er immer zurückkehrte. Doch als Lana Turner in sein Leben trat, stellte sie Frank vor die Entscheidung:

„Sie oder ich. Sie oder deine Familie, deine Kinder, alles..."

Frank Sinatra entschied sich. Er verließ das Haus, seine Kinder, seine Heimat. Die Trennung der Sinatras blieb kein Geheimnis in Hollywood. Man wußte von Lana, man wußte von Franks Auszug. Es stand in allen Zeitungen.

Versöhnung - aber nicht lange

Allein fuhr Frank zu einem Engagement nach Las Vegas. Es war eine unglückliche Situation. Tatsächlich hatte ihn Nancy bisher niemals allein gelassen. Sie hatte ihn stillschweigend umhegt, seine Anzüge gebügelt, für das richtige Essen und die richtige Stimmung gesorgt. Solange Nancy bei ihm gewesen war, hatte die Kasse immer einigermaßen gestimmt – obwohl Frank ein wilder Geldverstreuer war, großzügig, mitleidig, seinen Freunden und den Armen gegenüber wie ein König.

Die Trennung wurde ihm bitter; aber er fand offenbar keinen Weg zurück. Bis er eines Abends mit Lana Turner an einem Ecktisch in Slapsie-Maxie Rosenblooms Restaurant in Hollywood saß und Nancy am Arm eines gemeinsamen Bekannten hereinkam.

Frank starrte sie an. Er sprach kein Wort mehr mit Lana. Nach einer Weile sagte er:

„Du entschuldigst mich einen Moment."

„Was hast du vor?"



Zum Gatten Nummer zwei wählte Ava den Kapellmeister Artie Shaw. Die Ehe dauerte kein Jahr.



Zum Teufel, sagte Luis Dominguin, als er endlich Avas Launen leid war und verschwand unauffällig.



Zum Sklaven wollte Ava den Komiker Walter Chiari machen. Chiari merkte es noch rechtzeitig.



Zum Schuft erklärte Amerikas Öffentlichkeit Frank Sinatra, der Ava zuliebe seine Frau verließ.



Das Opfer der unersättlichen Ava Gardner wurde Nancy Sinatra, Frankies langjährige Gefährtin.

„Ich muß etwas Wichtiges erledigen."

Er stand auf und schlenderte in seiner lässigen Manier durch das ganze Lokal. Die anderen Gäste folgten dem Schauspiel neugierig.

Er verbeugte sich förmlich vor Nancy. „Wollen wir tanzen?" Dann nahm er sie in die Arme und ließ sie nicht wieder los. Nancy schwamm in Tränen. Dieser Mann konnte tun und lassen, was er wollte: er blieb immer ihr König, ihr Herrscher. Er hatte sie wieder in Gnaden aufgenommen, und sie war glücklich.

Lana Turner sah Frank Sinatra weder an diesem Abend noch überhaupt wieder. Er ging mit Nancy nach Hause und blickte gerührt in die Betten seiner beiden Kinder.

Das Glück bekam erst einen neuen Knacks, als Franks Karriere als Sänger und Filmstar versickerte. Die Leute wollten seine Platten nicht mehr hören. Andere Stars, andere Stimmen kamen in Mode, Frankie-Boy erzählt über diese Zeit:

„Ich war an der Klippe angelangt und schrecklich nervös und reizbar. Nancy und ich fingen plötzlich an, uns über lächerliche Kleinigkeiten in die Haare zu kriegen. Ich wußte, daß unsere Ehekrise die Kinder verletzte und unruhig machte. Ich wurde krank davon. Ich hätte alle meine Kraft gebraucht, um meine berufliche Laufbahn wieder in Gang zu bringen; aber ich fühlte mich am Ende."

In dieser Situation traf er 1951 Ava Gardner. Und verliebte sich maßlos in sie. Er konnte nun überhaupt nicht mehr arbeiten. Seine wenigen Fernsehverträge wurden gekündigt. Er tat nichts anderes mehr, als pausenlos hinter Ava herzujagen.

Nancy sagte nein zur Scheidung. Sie verlangte vor Gericht - mit tränenerstickter Stimme – nur die Trennung von Tisch und Bett, im kalifornischen Eherecht *separate maintenance* (getrennter Unterhalt) genannt.

„Wir haben alles erschöpft..."

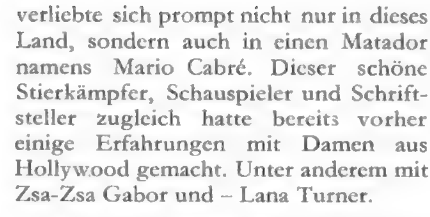
Die Trennung von Nancy kostete Frank den Rest seines Geldes und den Rest seiner Popularität. Und die Liebe zu Ava Gardner schließlich den Rest seiner Nerven. Er magerte ab und griff zu Spritzen. Seine Skandal-Szenen waren bald nicht mehr zu zählen.

Zuerst fuhren Ava und Frank zusammen nach Acapulco in Mexiko. Sie küßten und schlugen sich abwechselnd in aller Öffentlichkeit. Es war eine verheerende und wilde Leidenschaft zweier Menschen, die nicht zueinander paßten. In einem Hotelzimmer in New York fuchtelte Frankie endlich so lange mit einer Pistole vor Avas Gesicht herum, bis sich einige Schüsse lösten.

Die Zeitungen schrieben daraufhin:

„*Haut ab, Ava und Frank – laßt euch nie wieder sehen.*" Und: „*Wir haben genug von Ava und Frank.*"

Ava tat ihnen den Gefallen. Sie mußte einen Film in Spanien drehen und



verliebte sich prompt nicht nur in dieses Land, sondern auch in einen Matador namens Mario Cabré. Dieser schöne Stierkämpfer, Schauspieler und Schriftsteller zugleich hatte bereits vorher einige Erfahrungen mit Damen aus Hollywood gemacht. Unter anderem mit Zsa-Zsa Gabor und – Lana Turner.

Frank flog postwendend nach Madrid, knöpfte sich den Stierkämpfer vor und prügelte ihn windelweich. Das imponierte Ava derart, daß sie hingerissen flötete:

„So liebe ich die Männer. So und nicht anders." Er nutzte das Hoch in der Stimmung und bat sie wieder, ihn zu heiraten. Und Ava sagte zu.

Nancy willigte in die Scheidung ein. Sie hatte den Kampf aufgegeben, als sie sah, wie die Dinge standen. Sie glaubte nicht mehr daran, daß Frank Sinatra noch einmal zur Besinnung kommen werde.

Ava Gardner und Frank Sinatra heirateten am 7. November 1951 im Haus eines Freundes in Philadelphia. Es war eine sehr private Trauung, heimlich und ohne Aufwand. Aber kaum waren sie getraut, begann schon wieder der Kampf in aller Öffentlichkeit. Sie konnten weder voneinander lassen noch miteinander leben. Sobald sie ein paar Stunden zusammen waren, schlugen sie sich wie die Kesselflicker.

Inzwischen hatte Frank beruflich eine neue Chance bekommen. Als seriöser Schauspieler durfte er nach langem Widerstand des Produzenten Buddy Adler den italienischen Soldaten Dimaggio in dem Film VERDAMMT IN ALLE EWIGKEIT spielen. Für diese Rolle bekam er den OSCAR. Mit einemmal wurden auch seine Platten wieder verlangt. Die Filmindustrie riß sich erneut um ihn. Frankie war wieder da.

Mit der Energie, die trotz aller Rückschläge noch in ihm steckte, trennte er sich von Ava, der Frau, die ihm nur Not, Verzweiflung und Unglück gebracht hatte. Wirklich, er hatte genug. Vielleicht liebte er sie in diesem Augenblick noch immer, vielleicht würde er sich weiter nach ihr sehnen – aber jetzt war ihm sein berufliches Schicksal wichtiger.

Am 29. Oktober 1953 ließen Ava Gardner und Frank Sinatra durch die Presseabteilung der Firma MGM bekanntgeben:

„*Wir haben alle Möglichkeiten erschöpft, unsere Meinungsverschiedenheiten zu überwinden. Wir finden nun keine Grundlage mehr für eine Weiterführung der Ehe.*"

Der besiegte Torero

Ava Gardner setzte ihr ruheloses Leben fort. Sie fuhr nach Spanien, in das Land ihrer Träume. Jetzt war es nicht mehr Mario Cabré, in den sich Ava verliebte, jetzt war es der Bullenstecher und Herzensbrecher Luis Miguel Dominguin. Mit ihm spielte Ava nun genauso verrückt wie vorher mit Frank. Sie tranken und feierten Nacht für Nacht, schworen sich gegenseitig ewige Liebe, brachen in wilde Eifersuchtsschreie aus und drohten sich gegenseitig Prügel an. Kurz: Sie waren so fröhlich, wie es Liebesleute dieser Gesellschaft zu sein pflegen.

Das ging gut, bis Avas Gesundheit keine mehr war. Nach einem überdimensionalen Fest in Madrids feinstem Nachtclub VILLA ROSA klappte sie zusammen und mußte ins Krankenhaus geschafft werden. Die Ärzte wunderten sich nicht über ihren Zustand, als sie hörten, daß bei dem Fest für runde 7000 Mark alkoholische Getränke verzehrt worden waren.

Luis Miguel Dominguin mietete sich den Raum neben Avas Krankenzimmer, schickte ihr jeden Tag drei große Rosensträuße und vernachlässigte seinen Beruf, wie es vorher Frank Sinatra getan hatte. Alles für Ava.

Aber sie war der Typ Frau, die man liebt und verläßt. Die Liebe allein genügte ihr nicht; sie wollte den ganzen Menschen, den Sklaven. Als Ava im Juni 1954 nach Las Vegas fuhr, um dort die vorgeschriebenen sechs Wochen bis zur offiziellen Scheidung von Frank Sinatra zu verleben, folgte ihr Dominguin. Aber schon sahen seine Freunde einen müden Zug in seinen Augen. Er, der Held der Arena, war zum Schleppenträger einer Halbwelt-Königin geworden. Dominguin spürte selbst, daß alles falsch war, daß die Ausmaße nicht stimmten. Er reiste ab, und als ihn die Klatschkolumnistin Louella Parsons wenig später fragte, ob er Ava nach ihrer Scheidung wirklich heiraten wolle, antwortete er klipp und klar:

„Ich bin zu alt und zu krank, um Ava Gardner zu heiraten. Diese Frau ist unglaublich anstrengend!"

Ava in Las Vegas tobte vergeblich.

Reisende in Romantik

Von nun an liebte Ava Gardner Amok.

Sie verlobte sich mit dem italienischen Komiker Walter Chiari und hatte so wieder für geraume Zeit einen Schleppenträger gefunden. Erneut hallten die Hotelzimmer in aller Welt von den Schreien der Eifersucht und vom Klirren der Gläser wider, die sie Walter an den Kopf warf. Chiari gab seine Karriere auf, um Avas Spuren zu folgen, bis auch er eines Tages merkte, daß er nicht mehr war als ein Getretener, ein Gedemütigter, ein Narr. Nach dieser tiefen Erkenntnis machte er Schluß mit Ava.

Nach Absolvierung ihres üblichen Tobsuchtsanfalls begann Ava nun, zwischen Rom und Madrid hin und her zu pendeln. Schauspieler, Stierkämpfer, Liebhaber... wer zählt noch die Namen? Der neueste Stierkämpfer in Avas Leben heißt Jaime Ostos. Er ist 25 Jahre alt. Ist er jung genug, um sich von dem beherrschen zu lassen, was Ava Gardner Liebe nennt?

Wer weiß...

— ENDE —

Heinrich Emanuel Schütze

Fortsetzung unseres Romans von Seite 19

würde man mit Leutnant Petermann die Uhren abstimmen. Vielleicht einigte man sich auf eine Differenz von einer Minute.

Aus den Quartieren kamen die Soldaten. Die Kaffeeholer trabten mit großen Blechkannen zur Gemeindescheune, wo die Feldküche installiert war. Die ersten Bäuerinnen und Mägde gingen das Vieh versorgen. Einige Zurufe, welche die Kaffeeholer den Mädchen zuwarfen, erregten Schützes Mißfallen.

Durch den aufreißenden Nebel kam Leutnant Petermann ins Dorf geritten. Er hatte den feldgrauen Überzug seiner Pickelhaube abgenommen. Die ersten Sonnenstrahlen schimmerten auf dem goldenem Adler an der Stirnseite des Helms. Heinrich Emanuel Schütze biß die Zähne aufeinander.

Er sieht aus wie ein Offizier der Garde du Corps, dachte er. Angeber! Dabei ist er mit der Tochter eines Gemüsewarenhändlers verheiratet.

Unversehens landeten seine Gedanken bei Amelia von Perritz, der zweiten Tochter des Freiherrn von Perritz auf Perritzau. Er hatte sie bei einer Außenübung des Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm II. Nr. 10 kennengelernt. Damals, in der Umgebung von Schweidnitz. Beim kleinen Manöverball wurde er ihr vorgestellt. Sie hatten miteinander getanzt. Danach traf er sie heimlich viermal. Beim viertenmal hatte er sie auf die Stirn geküßt. Drei Wochen hatte er anschließend damit verbracht, sein aufgeregtes Innenleben zu besänftigen. Schließlich erhielt Amelia von Perritz einen langen Brief, der mit *„Gnädigste, bewundernswerteste, ersehnte Freundin"* begann und mit *„immer Ihr untertänigster, kühner und nach Antwort durstender H. E. Schütze"* endete.

Nun fanden die Kaisermanöver 1913, die großen Herbstprüfungen der deutschen Armee, in Schlesien statt. Es war ein unglaublicher Glücksfall, daß das Erste Schlesische Regiment Nr. 10 in und um Trottowitz lag, vier Kilometer vom Gut der Perritz entfernt. Unter Amelias Augen würde Heinrich Emanuel zum Leutnant avancieren und damit das Recht haben, um ihre Hand anzuhalten.

Leutnant Petermann ritt vorbei. Er wollte zur Schreibstube. Schütze grüßte stramm. Petermann straffte die Zügel und ließ das Pferd vor dem Fähnrich tänzeln.

„Wissen Sie schon das Neueste, Schütze?" fragte er ein wenig hochmütig.

„Nein, Herr Leutnant."

„Vom Kommandeur ist der Befehl gekommen, daß Sie mit unserer zwoten Kompanie einen Angriff auf die Füsiliere der Blauen Gruppe führen sollen. Oberst von Fahrenberg und Hauptmann Stroy werden selbst als Schiedsrichter dabei sein. Ich gratuliere, Schütze. Ein Angriff unter den Augen Seiner Majestät..."

„Gehorsamsten Dank, Herr Leutnant."

Petermann winkte noch einmal und ritt weiter. Er ließ Heinrich Emanuel in unbeschreiblicher Stimmung zurück.

*

Während in den Quartieren bereits gesungen und der Kaffee ausgeteilt wurde, saß Schütze in seinem Zimmer und studierte noch einmal im *Exerzierreglement für die Infanterie* die Kapitel *Angriff mit blanker Waffe* und *Erstürmung einer feindlichen Stellung.* Er las so lange, bis der Hornruf zum Sammeln ertönte. Mit knurrendem Magen, bleich und ohne Kaffee rannte Schütze auf den Dorfplatz, wo die 2. Kompanie sich gerade aufstellte. Leutnant Petermann stand mit dem Spieß vor der Schreibstube. Ein Vizefeldwebel ließ die Kompanie antreten und sich ausrichten. Der Nebel war von der Sonne aufgesaugt worden. Strahlend fiel das Blau des Himmels über die Landschaft. Die Dorfjugend umstand dichtgedrängt den Marktplatz.

Um acht Uhr ritt Hauptmann Stroy in Trottowitz ein. Leutnant Petermann meldete die angetretene Kompanie. Das „Augen geradeaus!" klappte, als zöge man an der Strippe eines Hampelmannes. Ein paar Mädchen klatschten Beifall.

„Unsere Kompanie hat die Ehre", sagte Hauptmann Stroy mit seiner hellen Fistelstimme, „heute Seiner Majestät dem Kaiser gegenüberzuliegen. Wir werden einen Sturmangriff auf die Gruppe Blau unternehmen, die Seine Majestät befehligt. Majestät wird dann einen Gegenstoß unternehmen. Wir kämpfen also unter den Augen des Kaisers, Leute! Wir haben die Ehre, heute zu zeigen..."

Heinrich Emanuel Schütze hörte nicht mehr hin. Denn von Süden her, von Gut Perritzau, kam ein leichter Jagdwagen die Straße nach Trottowitz herauf. Zwei Damen saßen darin. Ihre großen, weißen, mit Blumen garnierten Hüte leuchteten schon von weitem. Der Mann auf dem Kutschbock ließ die Peitschenschnur über die braunen, glänzenden Pferdekörper schnellen, ohne sie zu berühren. Er trug grüne Jagdkleidung und einen langen, schwarzen Bart.

Familie von Perritz, durchfuhr es den Fähnrich. Amelia mit Vater und Mutter. Sie kamen, um ein wenig Manöverluft zu atmen.

Sie fuhren gerade ins Dorf, als Hauptmann Stroy mit seiner hellen Stimme rief:

„Herr Fähnrich Schütze!"

Heinrich Emanuel trat vor. Er hörte, wie der Wagen seitlich der angetretenen Kompanie hielt.

„Sie übernehmen auf Wunsch des Kommandeurs ab sofort die Kompanie!" hörte er Hauptmann Stroy sagen. „Im Manövergebiet werden Sie Ihre Befehle bekommen! Bitte, übernehmen Sie die Kompanie!"

Heinrich Emanuel grüßte. Er sah, wie Hauptmann Stroy vom Pferd sprang, die Zügel seinem Burschen zuwarf, auf die Damen Perritz zuging und ihnen die Hand küßte. Amelias Hand hielt er dabei länger fest, als es üblich war.

„Kompanie herhören!" brüllte Heinrich Emanuel. Zum erstenmal in seinem Leben brüllte er. Schau her, Amelia, dachte er dabei. Ich führe die 2. Kompanie. Ich werde siegen. Ich werde unter den Augen Seiner Majestät beweisen, wer ich bin. Und ich werde nach dem Manöver zu deinem Vater kommen und...

„In einer halben Stunde steht die Kompanie feldmarschmäßig wieder hier angetreten!" brüllte er. „In die Quartiere – weggetreten!"

Während die hundertfünfzig Grenadiere auseinanderspritzten, stand er allein auf dem sich leerenden Marktplatz, bleich, frierend, die linke Hand um den Säbelknauf gekrallt. Freiherr von Perritz sprach mit Hauptmann Stroy und Leutnant Petermann. Einmal lachte Frau von Perritz laut. Amelia war von Stroys breiten Schultern verdeckt; aber ab und zu stellte sie sich auf die Zehenspitzen und blickte zu Heinrich Emanuel herüber. Er nahm es wahr, fühlte sich plötzlich glücklich und ging, wie eine aufgezogene Puppe, mit durchgedrücktem Rücken in sein Quartier.

*

„Seine Majestät wird selbst den Angriff befehligen, sagt man", berichtete Freiherr von Perritz. „Und König August von Sachsen und König Konstantin von Griechenland werden auf dem Feldherrnhügel stehen und die Schlacht beobachten. Vierunddreißig ausländische Attachés sind zugegen. Seine Majestät will die Schlagkraft der deutschen Armeen demonstrieren. Es scheint so, als ob es stinkt, meine Herren!"

„Aber, aber", sagte Hauptmann Stroy. „Wer in der Welt könnte unseren Soldaten widerstehen? Das weiß doch jeder."

„Frankreich erhöht sein stehendes Heer von 545000 Mann auf 690000! Rußland hat seine Friedensstärke von 1800000 auf – staunen Sie, meine Herren! – 2300000 Mann erhöht! Ich habe es in der Vossischen Zeitung gelesen."

„Das sind bloße Zahlen, Herr Baron." Hauptmann Stroy sah dem weggehenden Schütze nach. „Wir haben jetzt 25 Armeekorps mit zusammen 785000 Mann. Soviel hat das Deutsche Reich noch nie unter Waffen gehabt! Warten Sie den Ausgang des Manövers ab, Herr Baron. Man wird sich im Ausland hüten, irgendwelche Träume zu Ende zu träumen, wenn man dieses Manöver gesehen und richtig verstanden hat! Verlassen wir uns ganz auf den Weitblick Seiner Majestät."

Vor den Quartieren sammelten sich die feldmarschmäßig ausgerüsteten Soldaten. Die Zugführer kontrollierten noch einmal die Uniformen und Waffen, bevor sie zum Antrittsplatz marschieren ließen. Die Damen von Perritz stiegen wieder in den Jagdwagen. Man wollte hinaus ins Manövergelände fahren. General von Linsingen, der Kommandeur des II. Armeekorps, hatte Baron von Perritz eingeladen, die Schlacht von seinem Befehlsstand aus zu beobachten.

Fähnrich Heinrich Emanuel Schütze saß, seine silberne Uhr in der Hand, an der Tür seines Quartierzimmers. Noch zehn Minuten... noch sieben Minuten... noch fünf... Durch das geöffnete Fenster hörte er die Kompanie antreten, sich ausrichten, dreimal „stillgestanden" üben.

Schütze erhob sich. An der Tür dachte er noch rechtzeitig daran, daß seine Uhr zwei Minuten Differenz zur Uhr des Leutnants aufwies. Er wartete sie ab, trat Punkt 8.45 Uhr aus dem Haus, ging schnell zum Marktplatz und ließ sich die Kompanie melden.

Die Familie von Perritz war weggefahren. Hauptmann Stroy ritt aus dem Dorf. Er trug bereits die Streifen des Schiedsrichters. Von Leutnant Petermann war nichts zu sehen. Fähnrich Schütze war allein mit seiner Kompanie.

„Herhören!" sagte er laut. „Wir haben eine große Aufgabe vor uns! Denkt daran, was wir gelernt haben: Im Verein mit der Artillerie kämpft die Infanterie durch ihr Feuer den Gegner nieder. Sie allein bricht seinen letzten Widerstand. Sie trägt die Hauptlast des Kampfes und bringt die größten Opfer. Dafür winkt ihr auch der höchste Ruhm!"

Die hundertfünfzig Grenadiere blinzelten Zustimmung. Fähnrich Schütze kannte das Exerzierreglement wie kein anderer. Er war ein schneidiger Hund.

Zehn Minuten später marschierte die 2. Kompanie singend aus Trottowitz hinaus. Die Sonne spiegelte sich in ihren gelben Achselklappen. Die roten Bän-

der an den Helmen sahen aus wie durchgeblutete Verbände. In den Türen standen die Mädchen und winkten.

„Luise, Luise, wisch ab dein Gesicht, eine jede Kugel, die trifft ja nicht“, sangen die Grenadiere. Unter ihren Stiefeln quoll der Staub auf.

Fähnrich Schütze marschierte an der Spitze. Als Kompanieführer steht mir eigentlich ein Pferd zu, dachte er. Aber was macht's? Ob zu Pferd oder zu Fuß – es ging in die Schlacht. Dem Sieg entgegen.

„Noch ein Lied!“ kommandierte Heinrich Emanuel.

*

Zehn Kilometer weiter stand Kaiser Wilhelm II. auf einem Hügel und überblickte mit seinem Scherenfernrohr das Manöverfeld. König Konstantin von Griechenland unterhielt sich leise mit Kriegsminister von Falkenhayn. Der Chef des Generalstabs, Generaloberst Helmuth von Moltke, erklärte dem König von Sachsen, Friedrich August III., die strategische Lage.

„Isch sähe nischts“, sagte die sächsische Majestät. „Aber 'n scheener Tag ist's.“

Unten, in der Senke, stellte sich das Königin-Augusta-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 4 aus Berlin auf. Die Gegner Heinrich Emanuel Schützes. Im Gegensatz zu seiner Gruppe trugen sie blaue Bänder.

Um 11 Uhr begann die Schlacht.

Kaiser Wilhelm II. stand, den Aufmarschplan in der Hand, vor dem Scherenfernrohr und beobachtete den Angriff der Roten Truppen. Seitlich von ihm, in einer offenen Kalesche, saß Kaiserin Auguste Viktoria mit zwei Prinzessinnen von Pleß. Ein livrierter Lakai reichte Kaffee.

Die ersten Salven der Artillerie zitterten durch die Luft. Am Horizont ritten Kürassiere eine Attacke. Vier Doppeldecker der 1912 neu geschaffenen Fliegertruppe kreisten brummend über dem Manöverfeld. Von irgendwoher schallte hundertstimmiges Hurra.

Auf dem Feldherrnhügel sah Kaiser Wilhelm II. stolz auf die von ihm geführten blauen Truppenverbände. Die Schlacht verlief, wie der Generalstab und er es geplant hatten. Hunderte von Kurieren waren unterwegs, um die Truppen zu bewegen. Ruhig und sachlich gab der Kaiser seine Befehle. Der König von Sachsen und der König von Griechenland standen hinter ihm.

„Een scheenes Bild“, sagte Friedrich August. „Nur zuviel knallen dut's!“

*

Einen Kilometer weiter, noch unbemerkt von den Scherenfernrohren der Majestäten, marschierte Heinrich Emanuel Schütze heran. Um 11.23 Uhr sollte er mit seiner 2. Kompanie in die Schlacht eingreifen.

Schon beim Einrücken in die vorbereitete Stellung bemerkte der Fähnrich, daß zu beiden Seiten der „roten Stellung“ die Lage nicht günstig stand. An den Flanken wurde geschossen. Starkes Artilleriefeuer erfüllte den sonnigen Tag. Über einen Hügel sah Schütze durch sein Fernglas eine Eskadron Kürassiere im vollen Galopp eine „rote“ Infanteriestellung nehmen. Es war offensichtlich, daß die Gruppe Blau den Sieg an sich riß.

Oberst von Fehrenberg ritt mit drei anderen Offizieren in dem künstlichen Kriegsgetümmel herum und winkte den Truppen zu, die als aufgerieben, gefallen oder überrollt aus der Manöverschlacht gezogen wurden. Drei Angriffslinien wurden von rasendem Maschinengewehrfeuer empfangen und sofort für „tot“ erklärt.

Für Schütze blieb keine lange Zeit der Überlegung übrig. Schon sah er, wie die Wellen des Königin-Augusta-Garde-Grenadier-Regimentes Nr. 4 auf ihn zubrandeten. Ihre weißen Achselklappen leuchteten in der Sonne. Es war ein kraftvolles, kriegerisches Bild deutschen Angriffsgeistes und heldenmütiger Todesverachtung.

Heinrich Emanuel Schütze war ein wenig verwirrt. Er hatte keine Instruktionen. Niemand war da, der befahl und für ihn dachte. Dieser Krieg war zwar nur gespielt, mußte aber als Ernstfall betrachtet werden. Und Seine Majestät stand irgendwo auf einem Hügel und beobachtete, wie sich ein junger Fähnrich im Ernstfall benehmen würde, wenn er von feindlichen Truppen in drei Wellen angegriffen wurde...

Zwei Feldwebel lagen neben Heinrich Emanuel und sahen ihn nachdenklich an. „Die überrollen uns – und der Krieg ist für uns aus“, sagte einer von ihnen.

„Sie werden nicht näher kommen“. Schütze überblickte seine Kompanie. Ein Gedanke blitzte jäh durch seine Hirnwindungen. „Bilden Sie Gruppen!“ schrie er den Unterführern zu. „Jede Stube eine Gruppe – und dann vorwärts marschmarsch in Sprüngen. Abstand pro Gruppe zehn Meter! Tief gestaffelt! Und konzentriertes Feuer auf den Gegner. Durchsagen!“

Durch die wartende 2. Kompanie lief ein Raunen. Am Ende der Schützenlinie hob ein Vizefeldwebel den Arm: Durch. Befehl verstanden.

Fähnrich Schütze wartete noch ein paar Sekunden. Die Garde-Grenadiere aus Berlin stürmten heran. In diesem Augenblick hob Heinrich Emanuel den Arm. Aus dem Waldrand sprangen die schlesischen Grenadiere, spritzten auseinander und empfingen die verblüfften Berliner mit rasendem Feuer.

Die Offiziere vor den Linien erstarrten. Hornist und Trommler verstummten. Und Generalleutnant von Surrenkamp, der einen Kilometer hinter den Garde-Grenadieren die Schlacht beobachtete, umklammerte sein Scherenfernrohr, winkte eine Ordonnanz heran und brüllte:

„Was für ein Idiot liegt denn da drüben?!“

Oberst von Fahrenberg und Hauptmann Stroy, die als Schiedsrichter durchs Gelände ritten, kamen im gestreckten Galopp über das Feld gerast. Schütze setzte soeben seine Kompanie mit auf-

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 49

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Frosch, 5. Flotow, 10. Elch, 12. Opal, 14. Atem, 16. Otter, 19. Gide, 21. Rad, 22. Graener, 24. Von, 25. Arena, 27. Erg, 28. Orest, 30. Egel, 32. Echo, 35. Tuer, 37. Erle, 40. Reim, 41. Aster, 42. Lira, 43. Post, 45. Elan, 48. Neon, 50. Asen, 52. Gilda, 54. Ars, 56. Ideal, 59. Ara, 60. Lemuren, 63. Lai, 64. Nerz, 66. Lehar, 67. Eile, 68. Vase, 69. Bast, 70. Terenz, 71. Beutel. — Senkrecht: 2. Reede, 3. Olm, 4. Chor, 6. Lore, 7. Tag, 8. Olive, 9. Mara, 11. Ster, 13. Gent, 15. Tara, 17. Tael, 18. Enge, 20. Dose, 22. Gage, 23. Rohr, 26. Neumond, 29. Rolland, 31. Erato, 33. Ceres, 34. Arm, 35. Tip, 36. Ate, 38. Ein, 39. Kai, 44. Seal, 46. Lein, 47. Sire, 49. Name, 50. Asra, 51. Saal, 52. Gans, 53. Larve, 55. Ruhm, 57. Elite, 58. Lied, 61. Elen, 62. Erbe, 65. Zar, 67. Est.

Silbenrätsel. 1. Malepartus, 2. Aureole, 3. Nachhut, 4. Kakadu, 5. Aufzug, 6. Naseweis, 7. Nutria, 8. Nekrassow, 9. Internat, 10. Chippendale, 11. Titus, 12. Janus, 13. Elemi, 14. Dievenow, 15. Ebene, 16. Nehrung, 17. Tonleiter, 18. Aprikose, 19. Generalstab, 20. Elektra, 21. Talisman, 22. Wischnu, 23. Attentat, 24. Springmaus, 25. Glosse, 26. Radius, 27. Optimismus. **Man kann nicht jeden Tag etwas Grosses tun, aber gewiss etwas Gutes.**

gepflanzten Bajonetten zum Gegenstoß an.

„Sie Pflaume!" schrie Fehrenberg und drängte sich mit seinem keuchenden Pferd durch die Menge. „Wer hat Ihnen befohlen, hier so einen Zirkus zu machen? Sie melden sich nach dem Manöver bei mir! Vor den Augen des Kaisers eine solche Blamage..."

„Ich hatte den Befehl, zu siegen, Herr Oberst!" sagte Schütze laut.

„Sie?! – Siegen??! Ihnen steht Seine Majestät gegenüber! Wenn Majestät einen Angriff seiner Truppen befiehlt, hat kein Idiot gegen ihn zu siegen! Wissen Sie das nicht?"

„Es wurde angenommen, daß hier ein Ernstfall..."

„Halten Sie den Mund! Die Kompanie übernimmt Leutnant Petermann! Sie sind tot!" Oberst von Fehrenberg wandte sich an die Offiziere der Berliner Garde. „Wenn Majestät noch nichts gemerkt hat, lassen Sie bitte weiter angreifen. Wenn Sie den Wald erreicht haben, werde ich Herrn Generalmajor von Puttwitz Ihren Sieg melden."

Er rückte seine Schiedsrichterbinde zurecht, sah noch einmal vernichtend auf den strammstehenden Fähnrich Schütze und ritt dann schnell aus der Kampflinie.

*

Das Manöver ging weiter. Die Berliner Grenadiere eroberten die Stellung. Auf allen Seiten tönte das siegreiche Hurra der blauen Truppen.

Im Rücken des Siegers saß Fähnrich Heinrich Emanuel Schütze allein auf einem Baumstumpf. Er hatte den Helm abgenommen, den Uniformkragen aufgeknöpft und wischte sich mit einem großen Taschentuch den Schweiß aus dem Nacken.

Er verstand die Welt nicht mehr. Hauptmann Stroy, der einmal vorbeiritt, übersah ihn wie einen Haufen Pferdemist. Selbst Leutnant Petermann machte einen Bogen um die einsame Gestalt auf dem Baumstumpf.

Was habe ich getan? grübelte Heinrich Emanuel Schütze. Ich habe gesiegt, das ist die ganze Schuld. Ich habe meine Kompanie nicht in Schützenlinie ins Feuer geschickt, sondern in Gruppen. Das spart Verluste, jeder mußte es einsehen. So wie die Garde-Grenadiere aus Berlin angriffen, hatten schon die Soldaten des Großen Kurfürsten gestürmt. Welche Ziele gab eine solche Front ab! Man konnte schießen, wohin man wollte, einen traf man immer. So durfte man stürmen, als das Laden jedes Gewehres noch fünf Minuten dauerte. Aber heute...

Schütze erhob sich und setzte seinen Helm auf. Sein rundes Gesicht war starr, trotzig und kampfbereit. So begegnete er Leutnant Petermann, der von einem Besuch zurückkam.

„Na, Sie Kaiserschreck?" lachte Petermann und winkte. „Wenn die Manöverkritik kommt, stopfen Sie sich Watte in die Ohren. Ich möchte nicht erleben, was Ihnen bevorsteht."

„Ich werde eine Denkschrift verfassen!" rief Schütze ihm nach. Seine Stimme überschlug sich. „Eine Denkschrift über moderne Kriegsführung!"

Petermanns helles Lachen flatterte zu ihm hinüber. Schütze biß die Zähne aufeinander, rückte seinen Helm gerade und ging weiter dem Waldrand zu, wo die 2. Kompanie als „gesamt tot" im Schatten lag und Butterbrote kaute.

„Ich bin im Recht", sagte Schütze bei jedem Schritt vor sich hin. „Ich bin im Recht..."

Hauptmann Stroy kam ihm vom Waldrand entgegen. Neben ihm gingen zwei Damen in langen, weißen Spitzenkleidern, die garnierten Riesenhüte auf den Köpfen. Um Heinrich Emanuels Augen flimmerte es. Warum mußte Amelia gerade jetzt hier sein?

„Schütze! Kommen Sie mal her!" quiekte Hauptmann Stroy mit seiner hellen Stimme. „Und ein bißchen flotter, wenn ich bitten darf!"

Heinrich Emanuel nahm seinen Schleppsäbel in die Hand und rannte über das Schlachtfeld auf seinen Hauptmann zu. Sein Helm schwankte etwas. Von weitem sah er aus wie ein hüpfender Frosch. Hauptmann Stroy wußte, warum er ihn so laufen ließ...

*

Auf dem Feldherrnhügel beobachteten die kaiserlich-königlichen Gäste den Fortgang der großen Schlacht. Kaiserin Auguste Viktoria hatte sich selbst an ein Scherenfernrohr gestellt und ließ sich von Generaloberst von Moltke den unaufhaltsamen Siegeslauf der kaiserlichen Truppen erklären. Vor allem das Eingreifen der neuen Fliegertruppe war eine militärische Sensation. Die „scheenen Vöchel", wie König Friedrich August sie nannte, gingen im Tiefflug herunter, belegten die Infanterie von „Rot" mit vernichtendem Maschinengewehrfeuer, warfen Eierhandgranaten und zermürbten die Moral der Truppen. Eine neue, schreckliche Waffe war geboren. Die Welt sah zu, wie unbesiegbar Deutschland geworden war.

Mitten in diesem Hochgefühl kriegerischer Kraft bemerkte der zur persönlichen Verfügung Seiner Majestät auf dem Feldherrnhügel stehende General von Scholl die verhängnisvolle Entwicklung auf dem linken Flügel. Der Angriff der Königin-Augusta-Grenadiere stockte. Die Wellen standen plötzlich – und vor diesen Wellen hüpften Gruppen der gegnerischen Infanterie durch das gewellte Gelände und beschossen ganz klar die siegenden kaiserlichen Verbände.

Über das Gesicht General von Scholls lief ein schnelles, nervöses Zucken. Er schielte zu Wilhelm II. hinüber und bemerkte mit Erschrecken, daß der Kaiser sein Scherenfernrohr gegen den linken Flügel drehte.

„Majestät, ich werde sofort den Schuldigen feststellen und zur Rechenschaft ziehen lassen!" schnarrte von Scholl empört. „Ich versichere Eurer Majestät, daß dieser Vorfall..."

Der Kaiser winkte ab. Seine Stimme war ruhig und klar wie immer. Nur in seinen kleinen Augen lagen Bosheit und beleidigter Stolz, als er sagte:

„Bitte mir den Betreffenden vorzustellen."

„Sofort, Majestät."

Der Kaiser wandte sich ab, ging zu König Friedrich August von Sachsen hinüber und faßte ihn am Ärmel des Uniformmantels.

„Lieber Vetter", sagte er, „was halten Sie von den neuen Kruppschen Geschützen?"

Der König nickte begeistert.

„Se bumsen laut", sagte er fröhlich.

*

„Das hättest du nicht tun dürfen. Bestimmt nicht. Mama ist ganz entsetzt, und Papa nennt dich einen Hohlkopf!"

Amelia von Perritz sagte es gedämpft, aber eindringlich. Sie saßen hinter einem dichten Haselnußstrauch, hielten sich an den Händen und waren in dumpfer, verzweifelter Stimmung.

„Ich habe nur mein Recht vertreten", sagte Heinrich Emanuel Schütze. „Ich hatte den Auftrag..."

„Papa war entsetzt. *Wie kann man Majestät so düpieren*, sagte er. *Der Fähnrich kann sich nach einem Zivilanzug umsehen!*“ Sie nahm Emanuels schlaffe Hand und legte sie in ihren Schoß. „Du solltest sie alle um Verzeihung bitten, Heinrich.“

„Um Verzeihung bitten!“ fuhr er hoch. „Kind, was hast du für militärische Begriffe! Ich hatte mir alles so schön vorgestellt, Amelia. Nach dem Manöver sollte ich Leutnant werden. Ich wäre dann zu deinem Vater gegangen und hätte gesagt...“

Sie legte ihm ihre schmale Hand auf den Mund und schüttelte den Kopf. „Nicht davon sprechen, Heinrich. Warum wollen wir es uns so schwer machen?“

„Schwer machen? Was?“ Er starrte sie bleich an.

„Papa wird dich gar nicht anhören. Und für Mama bist du Luft. Sie denkt an Hauptmann Stroy und hat ihn zu einem privaten Manöverball auf unser Gut eingeladen. Ihr müßt euch näherkommen, Kinder, hat sie vorhin gesagt.“

„Stroy sieht aus wie ein Nußknacker!“ sagte Schütze bitter. „Aber er ist Hauptmann!“ Er faßte beide Hände Amelias und zog sie an seine Brust. „Willst du, daß wir uns nie mehr sehen?“

Amelia von Perritz schüttelte den Kopf. Aber ihre Augen sagten etwas anderes.

„Was wird nach dem Manöver sein, Heinrich? Du kommst zurück nach Schweidnitz. Wie sollen wir uns sehen? Immer ist Mama dabei...“

„Ich werde dir schreiben. Postlagernd.“

„Wenn Papa deine Briefe findet, steckt er mich in ein Internat.“

„Dann werde ich dich dort mit der Waffe in der Hand herausholen!“

„Ach, Heinrich...“ Sie legte den Kopf an seine Schulter und schloß die Augen. „Laß uns die wenigen Minuten schweigend genießen. Gleich wird Mama mit dem Wagen zurück sein. Sie holen Wein für die Offiziere. Dann werden wir uns nicht mehr sehen. Lange, lange Zeit nicht mehr...“

„Aber du wirst nie aufhören, mich zu lieben?“ fragte er stockend.

„Nie. – Aber es ist so aussichtslos, Heinrich...“

„Vielleicht läßt sich der Kaiser überzeugen, wenn ich ihm eine Denkschrift gebe.“

„Die Denkschrift! Laß doch das sein! Sie werden dich auslachen. Ein Fähnrich sagt den Generalfeldmarschällen, wie man angreifen soll! Sie werfen dich einfach hinaus.“ Sie legte den Arm um seine Schulter. Es war eine zärtliche, verbindende Bewegung, die ihn ergriff und ratlos machte. „Ich will nicht, daß man dich auslacht. Ich weiß, wie lieb und gut du bist. Du darfst nur nicht immer Recht haben. Die Welt dreht sich nun einmal nicht so, wie du sie siehst. Sie ist anders, ganz anders. Auch ich weiß nicht, wie sie ist. Wir dürfen in ihr leben, ist das nicht genug? Und wenn wir uns in ihr lieben dürfen, dann wird sie ein Paradies sein...“

„Sie ist ein Paradies“, sagte Heinrich Emanuel feierlich. Dann nahm er Amelias schmalen Kopf zwischen seine Hände und küßte sie lange, vorsichtig und mit geschlossenen Augen, um seine schreckliche Umgebung bei diesem Kuß nicht mehr zu sehen.

„Schönen guten Tag!“ sagte über ihnen eine Stimme. Sie fuhren auseinander und starrten den dichten Haselnußbusch hinauf. Über den oberen Zweigen glotzten zwei Pferdeaugen auf sie herab. Darüber schwebte, scharf gezeichnet gegen den blauen Herbsthimmel, das Gesicht Leutnant Petermanns.

„Der Kaiser will Sie sprechen, Fähnrich“, sagte er schnarrend. Und dann, gehässig und langgezogen: „Melden Sie sich bei Herrn Hauptmann, wenn Sie Ihren – ehem – zweiten Manöversieg genug gefeiert haben!“

Petermanns Gesicht verschwand, und der Pferdekopf raschelte durch die Zweige zurück. In leichtem Trab entfernte sich der Reiter.

Heinrich Emanuel Schütze umklammerte seinen Helm. „Dieses Schwein!“ stöhnte er. „Wenn ich auch Leutnant wäre, würde ich ihn fordern. Auf Säbel! Ich würde...“

„Geh erst zum Kaiser.“ Amelia erhob sich und zupfte einige Grashalme aus ihrem weißen Spitzenkleid. „Bitte ihn...“

„Ich bin im Recht“, unterbrach er sie.

„Denk daran, daß wir uns lieben. Daß ich dich liebe...“

Er nickte, setzte seinen Helm auf, schob das Koppelschloß gerade, rückte den Schlepper an die Seite und ging hocherhobenen Hauptes um den Haselnußstrauch herum.

Leutnant Petermann und Hauptmann Stroy standen in einiger Entfernung zusammen. Sie schienen ihn erwartet zu haben. Mit schnellen Schritten ging er auf sie zu. Drei Schritte vor ihnen blieb er stehen, grüßte und sagte, als kommandierte er und nicht die anderen:

„Fähnrich Schütze bereit zur Verfügung Seiner Majestät!“

„Auch noch frech werden“, sagte Hauptmann Stroy. In seiner Stimme lag Verachtung, ja Ekel. „Kommen Sie mit. Ich an ihrer Stelle würde mir ehrenvoll eine Kugel durch den Kopf schießen.“

„Zu Befehl!“ Heinrich Emanuel Schütze sah seinen Hauptmann starr an. „Aber ich habe für das Manöver nur Platzpatronen bei mir.“

*

„Sie also sind das!“ sagte Wilhelm II. und sah auf den Fähnrich herab wie eine Bergkuppe auf einen dörflichen Misthaufen.

„Jawohl, Majestät!“ keuchte Heinrich Emanuel Schütze.

„Sie wollten mich besiegen?“

„Nein, Majestät.“

„Aber Sie haben doch...“

„Jawohl, Majestät!“

„Ja oder nein?!“ donnerte der Kaiser.

„Ich – ich sah eine kleine Möglichkeit, Majestät...“

„Warum lösten Sie Ihre Schützenlinie auf?“

„Um den angreifenden Truppen weniger Ziele zu bieten und sie in Verwirrung zu bringen, Majestät.“

Oberst von Fehrenberg sah hilfesuchend auf General von Scholl. Ein Irrer, sagte sein Blick. Ein Fall für die Heeres-Psychiatrie. Wagt es, dem Kaiser Taktik beizubringen...

Wilhelm II. legte sein Kinn eng an den Uniformkragen. Mit einem Seitenblick auf den verzweifelten von Scholl und den konsternierten Falkenhayn hob er die Hand und legte sie auf seinen Degenknauf.

„Das ist gegen das Exerzierreglement!“ sagte er.

„Jawohl, Majestät“, keuchte Schütze.

„Was haben Sie sich dabei gedacht?“

„Daß es Krieg sei, Majestät. Und in einem Krieg ist der Erfolg allein ausschlaggebend. Auf die Mittel kommt es nicht so sehr an...“

„Danke!“

Der Kaiser drehte sich um, ließ Heinrich Emanuel Schütze stehen und begann eine Unterhaltung mit dem König von Sachsen. General von Scholl winkte, als wollte er ein Ungeziefer verscheuchen.

„Kommen Sie, Sie Idiot!“ schnaufte Oberst von Fehrenberg leise. „Das war das Letzte, was Sie sich geleistet haben! Ich werde Sie in eine Irrenanstalt bringen lassen.“

Mehr rutschend als gehend verließ Heinrich Emanuel Schütze den Feldherrnhügel. Unten, auf dem Feld, sah er noch einmal zum Kaiser zurück. Er sprach mit dem Erzherzog und lachte. Die Könige und Generale um ihn herum lachten mit. Ihre Uniformen blitzten in der Abendsonne. Es war ein schöner Bild, so wie es die Hofmaler riesengroß an die Saalwände malten.

„Worauf warten Sie noch?“ brüllte Hauptmann Stroy, der den Fähnrich unterhalb des Hügels in Empfang nahm. „An den Tag sollen Sie noch denken, wenn Sie schon Urgroßvater sind! Drei Wochen Ausgehverbot für die ganze Division! Es wird ein Wunder sein, wenn man Sie nicht lyncht...“

Noch am selben Abend schrieb Heinrich Emmanuel Schütze einen kurzen Brief an Fräulein Amelia von Perritz:

> *„Leb wohl! Du hattest recht, Amelia. Es wäre dumm, an eine Zukunft zu denken. Ich werde nach dem Manöver aus der Armee entlassen werden und nach Breslau zurückgehen, zu meinen Eltern. Was ich dann tun werde, weiß ich noch nicht. Aber wiedersehen werden wir uns nie mehr. Darum leb wohl. Ich werde nie aufhören, Dich zu lieben.*
> *Heinrich Emanuel.“*

*

Eine Woche später wurde der Fähnrich Heinrich Emanuel Schütze in der Kaserne Schweidnitz auf allerhöchsten Befehl zum Leutnant befördert. Vom Kompaniechef bis zum General wunderte sich jeder über das Wohlwollen Seiner Majestät.

Als Leutnant Petermann die Nachricht brachte und sie Schütze unter Verletzung des Amtsgeheimnisses vorzeitig mitteilte, brach Heinrich Emanuel in Tränen aus.

Hauptmann Stroy gab ihm wenig später offiziell die Ernennung bekannt. „Sie bekommen auch noch drei Wochen Urlaub“, sagte er. „Sofort nach Überreichung des Patentes durch Seine Exzellenz können Sie fahren. Sie fahren zu Ihren Eltern nach Breslau?“

„Jawohl, Herr Hauptmann.“

Stroy streckte ihm die Hand entgegen. Man sah ihm an, daß er es nur widerwillig tat. „Gratuliere, Herr Leutnant!“

„Danke, Herr Hauptmann.“

Leutnant Schütze verbeugte sich knapp, korrekt und zackig. Am Abend des Tages, an dem er sein Leutnantspatent erhielt, fuhr er mit dem letzten Zug nicht nach Breslau, sondern nach Trottowitz.

Eine Kutsche des Freiherrn von Perritz erwartete ihn am Bahnhof.

Fortsetzung folgt

Dein Auto · Dein Geld · Dein Leben

Die sieben Todsünden der Benzinverschwender

Kraftstoff ist zum Fahren da, nicht zum Sparen. Wer aus Angst vor der Tankstelle immer nur im leeren Wagen fährt, mit 80 über die Autobahn schleicht und das Großstadtgetümmel per Trambahn bereist, kauft sich besser ein Moped. Verschwendung heißt nicht viel Sprit für viel PS, sondern mehr Sprit für weniger Leistung.

Da gibt es z. B. Fahrer, die scheinen auf den großen Gang dauerabonniert zu sein. Sie tränen im Vierten mit 30 dahin, den Gasfuß tief zu Boden gedrückt, und halten sich für schonungsvolle Autler. Das Gegenteil ist der Fall. Nicht die Drehzahl saugt am Tankinhalt, sondern das Gaspedal. Schalten Sie immer in den Gang, der Ihnen gleiches Tempo bei kleinster Gasstellung erlaubt. Wenn der Motor dabei in hohen Touren heult, lassen Sie ihm den Spaß. Träges Würgen schadet mehr.

A propos Gashebel: sicher haben Sie auf großer Strecke „Ihr“ spezielles Dauertempo. Sobald Sie es erreichen, nehmen Sie kurz den rechten Fuß zurück. Sie werden merken, daß die Leistung erst kurz vor der Leerlaufstellung nachläßt. Zart und gefühlvoll tasten Sie sich nun an die Stellung heran, die den Wagen gerade noch auf der gewünschten Leistung hält. Was Sie sonst an „totem“ Gas zugeben, ist Benzinverschwendung ohne Effekt.

Kavalierstart und Brutalbremse imponieren jungen Damen; doch Repräsentation kostet Geld. Je zügiger und sanfter Sie beschleunigen und verzögern, desto sparsamer fahren Sie. Warum nicht langsam ausrollen, wenn vorn die rote Ampel winkt? Es geht doch nicht eher weiter.

Morgens reißen Sie Ihren Motor mit dem Choker aus dem Laternenschlaf. Der Choker muß sein, aber er macht durstig. Schieben Sie den Knopf langsam zurück, sobald der Wagen rollt. Bockt er dabei, Knopf wieder raus - und das Ganze noch einmal mit Gefühl. Es wird allgemein viel zu viel „gechokt“. Der umsatzfreudige Tankwart freut sich darüber.

Eine Gewissensfrage: was machen Ihre Reifen? Zu weiche Pneus schlucken beim Fahren höllisch Saft und Kraft. Zu jedem Besuch an der Zapfsäule gehört die Kontrolle des Luftdrucks. Sie ist ja gratis.

Was für uns ein Bronchialkatarrh, das ist für Ihren Motor ein schmutziger Luftfilter. Die Maschine bekommt Atemnot und tröstet sich mit Saufen. Lassen Sie den Filter öfters reinigen und neu durchölen. Im Winter häufiger als im Sommer, weil Feuchtigkeit beklemmend wirkt.

Zum Schluß noch etwas: gehören Sie vielleicht zu den „Düsenjägern“ – jenen Fahrern, die sich von jedem Auch-Fachmann eine andere Vergaserdüsengröße aufschwatzen lassen, in der Hoffnung, die sei sparsamer als die alte? Lassen Sie sich überzeugen: die einzige Düse, die richtig ist, hat das Werk für Sie eingebaut. Auch an der Zündung sollten Sie nicht erfindungswütig herumfummeln. Die Fabrik wußte, warum sie es so und nicht anders machte. – Und tanken Sie keinen Kraftstoff, der unter Ihrem automobilen Niveau liegt.

Natürlich wissen und praktizieren Sie dies alles schon. Wir wollten auch nur noch einmal daran erinnern...

Im nächsten Heft:
Wachstum an der falschen Stelle?



Das Fell über die Ohren





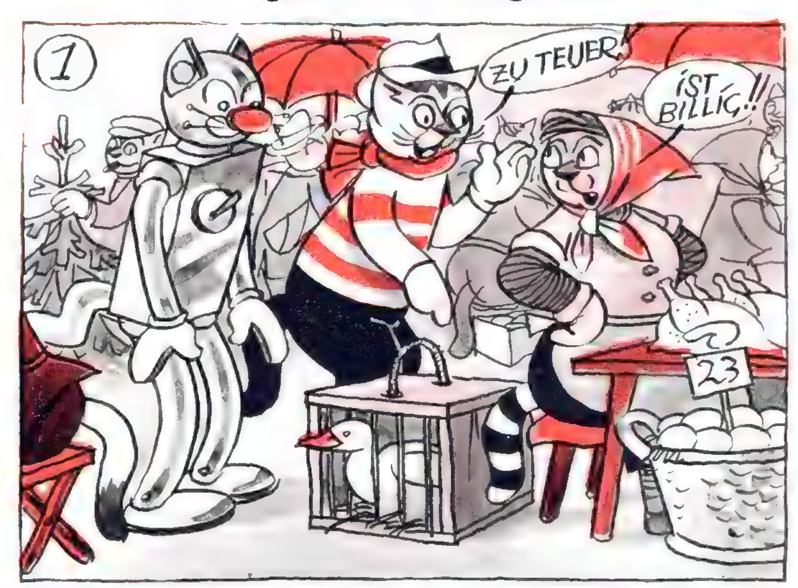


Dämonenzauber? Pustekuchen! Obwohl das obere Bild vielleicht ebensogut in unserem spannenden Forschungsbericht aus Madagaskar von Ludwig Koch-Isenburg stehen könnte, handelt es sich um kein Eingeborenen-Tanzkostüm, sondern um den schicken Universal-Pulli unseres Titelmädchens. Zugegeben: Manches Modische hat nur kurze Zeit Bestand und wandert früher oder später in die Mottenkiste. Aber so ein Pullover mit dem langen Halsstrumpf ist zeitlos und immer originell. Wenn Sie, liebe Leserin, sich allein diese Bilder betrachten, wird es Ihnen dämmern, welchen koketten Jux man damit machen kann. Und Sie, lieber Leser, werden sicherlich nicht weniger Spaß daran haben, solch ein bestrickendes, bestricktes Gespenst zu entlarven oder ihm dieses wollene Fell über die Ohren zu ziehen.

Zum Titelbild



Unbegründete Resignation







FRANKFURTER ILLUSTRIERTE • DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTION: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Jllustrierte Wirthle, Kluthe & Co. KG., im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M., Frankenallee 71—81. Tel.: Sammelnummer 33 05 01. Fernschr. 041 1655. Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 50 Pf, Zustellgeld 5 Pf, bei Bezug durch die Post monatlich 1,91 DM einschließlich 13,35 Pf Zeitungsgebühr, zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Auslandspreis 70 Pf. Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.

Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — In Oesterreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany

Belgien bfr. 7.— · Dänemark dKr. 1.25 · England sh. 1/6 · Finnland Fmk. 70.— · Frankreich NF —.70 · Holland hfl. —.60 · Italien Lire 100.— · Norwegen nKr. 1.25 · Oesterreich S. 4.— · Portugal Esc. 5.50 · Schweden sKr. —.90 incl. oms · Schweiz sfr. —.60 · USA $ —.25



Haremsszene in drei Fassungen
Filmregisseure haben es nicht leicht, denn jedes Land hat andere Auffassungen von der Moral. Was hier erlaubt ist, gilt dort als anstößig. Also bleibt dem vielgeplagten Regisseur nur eines übrig: er muß mehrere Fassungen einer Szene drehen. Genügen meist zwei, so sind es in dem CinemaScope-Farbfilm „Esther und der König" um den historischen Perser-König Ahasveros (400 v. Chr.) gleich drei Fassungen einer Haremsszene, die aufgenommen werden müssen. Diese zeigt die Konkubinen des Königs im Bade – in der sogenannten „französischen Fassung" völlig nackt sich bewegend, im Wasser oder bei der Massage –, in der „amerikanischen" erscheinen nur die Rückseiten einiger Frauen völlig hüllenlos, doch auch nur für einen flüchtigen Augenblick, und in der dritten „vorsorglichen" Fassung ist alles, was Anstoß erregen könnte, sorgfältig durch Vorhänge oder sonstige Requisiten abgedeckt.



Ivor Pajer, ein junger Student aus Zagreb, wurde durch den italienischen Regisseur De Santis, der den vieldiskutierten „Bitteren Reis" gedreht hat, für den Film entdeckt. Er spielt in der „Straße der Leidenschaft" den Beau des Dorfes. Weitere Filme, darunter auch Rollen in ausländischen Filmen, bestätigen, daß De Santis mit diesem Philosophiestudenten einen guten Griff getan hat. Darüber hinaus sagt man dem jungen Jugoslawen eine verblüffende Ähnlichkeit mit James Dean nach.

Sir Winston als Hamlet
Eine Folge von 26 Fernsehfilmen nach Sir Winston Churchills „Memoiren des zweiten Weltkrieges" wird von amerikanischen Fernsehproduzenten in England gedreht. Die Aufnahmen haben in Churchills Haus in Chartwell begonnen. In den Fernsehfilmen, die je eine halbe Stunde dauern, sollen Ausbruch, Ablauf und Nachwirkungen des Krieges in enger Anlehnung an Churchills Darstellung erläutert werden. Dabei werden zahlreiche Dokumentarfilme aus den Archiven der Alliierten und deutsche Filme, die bei Kriegsende den Alliierten in die Hände fielen, verwendet. Auch ein Filmstreifen über die letzten Tage Stalins wird in die Serie aufgenommen. Der amerikanische Regisseur soll auf entsprechende Anfrage hin mit todernstem Gesicht gesagt haben: „Ich denke, Sir Winston sollte als eine Art Hamlet gezeigt werden."



H. J. Kulenkampff hat durch seinen Charme und die Kunst des Unterspielens, die er vollendet beherrscht, sich zum Fernsehliebling entwickelt und erscheint selbstverständlich auch auf der Filmleinwand. Jetzt sogar in einer Doppelrolle. Das Filmlustspiel heißt „Sooo nicht, meine Herren".

Dr. Brand gibt Rat und Antwort

Dr. Brand, unser psychologischer Mitarbeiter, nimmt jede Woche in der „Frankfurter Jllustrierten" zu menschlichen Problemen Stellung. Haben Sie Fragen oder Anregungen, dann schreiben Sie bitte an die Redaktion, zu Händen von Dr. Brand. Wünschen Sie Briefantwort, dann vergessen Sie das Rückporto nicht. Und bitte, geben Sie keine Postlageradresse an.

„Mama"

Frau L. L. (51) schreibt:

Im Alter von 41 Jahren habe ich als Witwe einen Witwer geheiratet, weil ich des Alleinseins müde war. Jeder hatte aus erster Ehe einen Sohn. Als wir heirateten, hatten wir also gleich zwei Kinder. Mein eigener Sohn war schon 20 Jahre alt, der Sohn meines zweiten Mannes 15. Mein erster Mann starb, als mein Sohn 14 Jahre alt war. Ich hielt den Jungen an, zu meinem zweiten Mann, der jetzt sein Stiefvater war, „Papa" zu sagen, was er auch tat, ohne daß ich ihn dazu zwingen mußte. Der Sohn meines zweiten Mannes aber ist bis heute nicht dazu zu bringen, zu mir „Mama" zu sagen. Er redet mich überhaupt nicht direkt an. Wenn er essen will, sagt er zum Beispiel: „Ich möchte essen." Er gebraucht also keine Anrede. Das kränkt mich furchtbar.

Er war aber nie ungezogen oder frech zu mir. Er gehorchte mir aufs Wort. Nun hat er geheiratet. Seine junge Frau sagt zu mir „Mama", er selbst aber immer noch nicht. Jetzt frage ich Sie, wie kann ich meinen Stiefsohn auch für mich gewinnen?

Dr. Brand antwortet:

Aber Mama, was wollen Sie denn noch gewinnen? Der Junge hat Ihnen nie Kummer gemacht, er gehorchte aufs Wort — und somit hat er Sie doch anerkannt. Wenn er das Wort, das Sie von ihm so gern hören möchten, nicht über die Lippen bringt, so bedeutet das doch nicht, daß er Sie nicht mag. Die oft unüberwindlichen Schwierigkeiten, die viele andere Stiefmütter mit angeheirateten Kindern haben, sind Ihnen erspart geblieben, eben weil der Junge Vertrauen zu Ihnen hatte. Nicht unbedingt ein Wort, sondern die Haltung eines Menschen einem anderen Menschen gegenüber kennzeichnet die Tiefe und Festigkeit einer Bindung. Mit den Worten ist es wie mit dem Kleingeld: Mancher gibt beides gleichgültig und unbedacht aus. Abgesehen davon offenbart jeder seine Zu- oder Abneigung anders.

Zeigen Sie also keine Verstimmung, seien Sie überhaupt nicht verstimmt, wenn es mit dem „Mama" nicht klappt. Was hätten Sie davon, wenn er es gleichgültig oder gezwungen sagte?

Die Kohlen stimmen nicht

Fräulein Lo (19) schreibt:

Mein Verlobter ist so richtig ein Alltagsmensch. Ich dagegen bin sehr belesen, was er überhaupt nicht ist. Ich habe viel für das Abenteuerliche übrig. Mein Verlobter ist 26 Jahre alt, aber manchmal kommt er mir mit seinen Ansichten vor wie ein Greis. So hat er mir neulich gesagt, der Mensch könne zufrieden sein, wenn er es „im Winter schön warm und im Sommer kühl" hat. Hauptsache, die Kohlen stimmten! Er ist eben ein großer Spießer, was sich bestimmt in der Ehe nicht ändern wird. Da wird er womöglich noch spießiger und bequemer, als er schon ist. Daß ich natürlich keine Lust habe, meine Jugend an seiner Seite zu vertrauern, können Sie verstehen. Man ist doch nur einmal jung. Solche Menschen wie er haben auch keine Chancen im Beruf, obwohl er im Beruf tüchtig ist. Das muß man ihm lassen. Aber große Chancen im Beruf hat dieser Typ nicht. Das hat mir ein anderer Bekannter auch gesagt, mit dem ich freundschaftlich sehr verbunden bin. Ich bin fest entschlossen, die Verlobung zu lösen ...

Dr. Brand antwortet:

Tun Sie es recht bald! Dann haben Sie es hinter sich — und Ihr Verlobter auch. Hier nämlich stimmen die Kohlen nicht, Fräulein Lo! Mit Ihrem Faible fürs Abenteuer heizen Sie dem jungen Mann im Sommer bestimmt so ein, daß es ihm noch im Winter kalt über den Rücken läuft. Und er will es doch umgekehrt haben.

Es soll zwar Frauen geben, denen es gar nicht in den Kram paßt und die todunglücklich sind, wenn ihr Mann plötzlich einen Hang zum Abenteuer zeigt. Die setzen sich dann hin und fragen bei einem Berater an, wie ihrem Mann das abzugewöhnen sei. Jedenfalls wäre diesen Frauen das, was Sie einen „Spießbürger" nennen, wahrscheinlich lieber. Aber — Ihnen liegt der ja nicht.

Nun gut, Sie sind noch jung. Auch Sie werden die Erfahrung machen und vielleicht einmal denken, daß ein ruhiger Spatz in der Hand unter Umständen besser ist als ein bunter Falter auf dem Fliederstrauch. Bitte, ich plädiere durchaus nicht für ausschließlich „graue Spatzen" als Ehemänner. Auch ein Ehemann kann flott, heiter, clever — und trotzdem gut, ordentlich und zuverlässig sein.

Ich bin aber überzeugt, hinter Ihrem Entschluß, Schluß zu machen, steckt der andere Bekannte, den Sie in Ihrem Brief nur so am Rande erwähnen. Stimmt's? So weit, so gut. Nur, offen gestanden: Ihr Ex-Verlobter kommt mir gar nicht so trocken vor, wie es Ihnen scheint. Jedenfalls zeugt sein selbstgeprägtes Sprichwort vom kühlen Sommer und warmen Winter von einer ganz netten Portion Selbstironie und Humor.

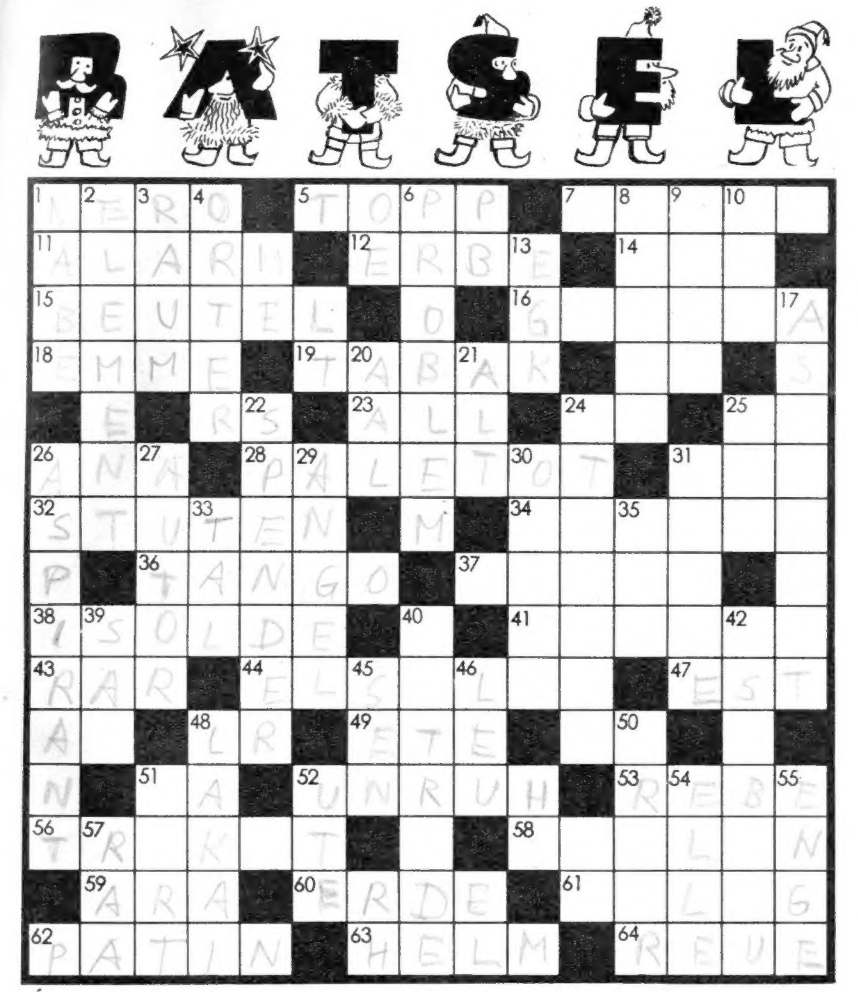
Mädchen im Strom

Fräulein Elfriede (26) schreibt:

In der letzten Zeit werde ich von Träumen gequält. Früher träumte ich nie. Ich wurde aus einem Geschäft in der Provinz nach hier in die Großstadt versetzt. Im Traum kämpfe ich immer mit Wasser, in das ich stürze. Es ist immer ein reißendes Wasser. Manchmal sehe ich eine Insel mitten im Strom. Aber meine Kraft reicht nicht aus, wenn ich hinschwimmen will. Ich wache jedesmal schweißgebadet auf. Was bedeutet der Traum?

Dr. Brand antwortet:

Der Traum ist Ausdruck Ihrer Hilflosigkeit im ungewohnten Betrieb der Großstadt. Die Insel, die Sie im Traum anzuschwimmen versuchen, ist das ruhige Zuhause. Sie ist gleichzeitig aber auch die Stadt, in der Sie jetzt sind und in der Sie zu leben versuchen. Noch reicht Ihre Kraft nicht dazu aus. Versuchen Sie trotzdem, zu — schwimmen und sich über Wasser zu halten. Eines Tages werden Sie auch mit der Großstadt fertig und in ihr Boden unter den Füßen gewinnen. Das ist lediglich eine Frage der Anpassung und der Zeit.



Waagerecht: 1. römischer Kaiser, 5. seemänn.: Mastspitze, 7. landwirtschaftl. Gerät, 11. Weckruf, 12. Nachlaß, 14. Nutztier, 15. Behälter, 16. grobe Feile, 18. Fluß i. d. Schweiz, 19. Genußmittel, 23. Kosmos, Schöpfung, 26. Sammlung geflügelter Worte, 28. Bekleidungsstück, 31. Papstname, 32. längl. Gebäck aus Kuchenteig, 34. Fechtdegen, 36. Gesellschaftstanz, 37. schles. Stadt am Bober, 38. Frauengestalt einer Wagneroper, 41. Muster, Vorlage, 43. svw. selten, 44. ber. österr. Tänzerin † 1884, 47. lat.: ist, 49. franz.: Sommer, 52. dt. Schriftsteller u. Maler, 53. Teil des Weinstocks, 56. Wirkstoff, 58. Warenstück in Sackleinwand, 59. Papageienart, 60. Planet, 61. Brotbeigabe, 62. Taufzeugin, 63. militär. Kopfbedeckung, 64. Schuldgefühl.

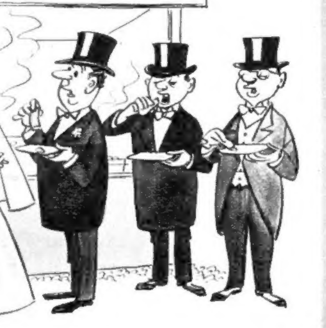
Senkrecht: 1. Teil des Rades, 2. Grundstoff, 3. Zimmer, 4. Beruf der Luftfahrt, 6. wissenschaftl. oder praktische Aufgabe, 8. Speisewürze, 9. Geschirrteil, 10. franz. Romanschriftsteller †, 13. dt. Liederkomponist, 17. Gehilfe bei wissenschaftl. Untersuchungen u. Versuchen, 20. Speisefisch, 21. Singstimme, 22. gütiger Schenker, Stifter, 24. Stufengestell, 25. Getränk, 26. Bewerber, Anwärter, 27. Urheber, bes. schriftstellerischer Arbeit, 29. Fischereigerät, 30. Goldbrasse, 31. Hülsenfrucht, 33. Bergeinschnitt, 35. franz.: Schritt, Tanzschritt, 39. Erfinder eines Blechblasinstruments, 40. Fußbodenerhöhung, 42. Oper von Mascagni, 45. japan. Münze, 46. poetisch: Löwe, 48. Livreebedienter, 50. dt. Maler, 51. Gastgeber, 52. Frauengestalt des Nibelungenliedes, 54. altes Längenmaß, 55. schmale Stelle, 57. Segelstange.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a – a – a – al – an – ar – ba – bahn – be – be – bo – bob – bus – cher – chip – da – da – da – de – dol – don – dro – dür – e – e – e – ein – eis – er – es – eu – fi – ga – gat – ger – gie – gren – häu – i – ih – il – in – ka – ker – ko – la – land – le – le – le – li – li – lin – lu – ma – ma – ma – me – me – mech – mel – mi – mur – na – ne – ne – ner – ner – ners – ni – no – no – nor – not – o – on – pen – phy – qua – re – re – re – re – rei – ri – ri – rot – sche – se – se – se – se – se – sen – ser – si – su – ta – tag – tann – tar – te – te – tech – tel – tel – ter – ter – ters – thyst – tin – trom – trum – um – ur – us – va – vel – vet – vi – vi – wald – wald – wehr – wu – ze – ze – zen – zit – zo – sind 50 Wörter zu bilden, deren erste und vorletzte Buchstaben von oben nach unten gelesen eine Strophe aus Hermann Claudius' „Um Advent" ergeben. Ch = ein Buchstabe.

1. Waldzustand ....
2. fixe Idee, Schrulle ....
3. Sternbild ....
4. Fehlbetrag ....
5. Baumwollsamt ....
6. schillersche Dramengestalt ....
7. Tabakgift ....
8. Schlaginstrument ....
9. Kletterstrauch ....
10. tierisches Organ ....
11. römischer Kaiser ....
12. indischer Reicher ....
13. postalischer Begriff ....
14. amerikanischer Diplomat ....
15. Straußenvogel ....
16. Rätselart ....
17. Schmuckstein ....
18. Nonne während der Probezeit ....
19. Mittelpunkt ....
20. Wintersportanlage ....
21. 5. Wochentag ....
22. Wasserbehälter f. Fische usw. ....
23. landwirtschaftl. Gerät ....
24. Streichinstrument ....
25. Götzenbild ....
26. Hausvorbau ....
27. Wagenschuppen ....
28. Behälter ....
29. Auslese ....
30. Vermächtnis ....
31. junger Hering ....
32. Möbelstil ....
33. Liebelei ....
34. Hülsenfrucht ....
35. Gesuch ....
36. Sinnestäuschung ....
37. Schwarzer ....
38. Verwandte ....
39. Pferdesportler ....
40. Tatkraft ....
41. Oper von Bellini ....
42. Angriffsverteidigung ....
43. Wagneroper ....
44. Trockenheit ....
45. Lebensabschnitt, Pensionszeit ....
46. übermäßig hoher Zins ....
47. Herrenreiterin ....
48. Urkundsbeamter ....
49. Perserkönig ....
50. Schornstein ....

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft 49 auf Seite 52



„Es war ja wohl dein Wunsch, noch kurz vor dem Ersten zu heiraten."

Erfüllte Wünsche

gezeichnet B. Daneke



„Albert bedauert es auch sehr, Mutti, daß du mit deinem verstauchten Fuß nicht zu uns kommen kannst!"



„Wenn man sich etwas ganz, ganz fest wünscht, geht es auch in Erfüllung."



„Ich kann einer Frau keinen Wunsch abschlagen. Bei dem Brillantkollier haben sie mich dann erwischt!"



„Nun kennst du also auch den Unterschied zwischen Vatis Brasil und Muttis Zigaretten!"



Asbach Uralt
Asbach Uralt
Wer ihn selber gern trinkt, verschenkt ihn auch gern!
Am liebsten an Leute, die seine Güte, sein mildes Feuer, seine schöne Blume und seinen üppigen, typisch weinigen Körper nach Gebühr zu schätzen wissen.
Wie »zünftig« ein solches Geschenk - ob eine Flasche oder auch zwei - verpackt ist, das kann man jetzt in jedem gut geführten Fachgeschäft erfahren!
Auch Asbach Uralt wird durch TELEpresent als Geschenk vermittelt!